Vier

Paradoxa.

Von

Dr. Mises.

Leipzig:
Leopold Voß.
1846.

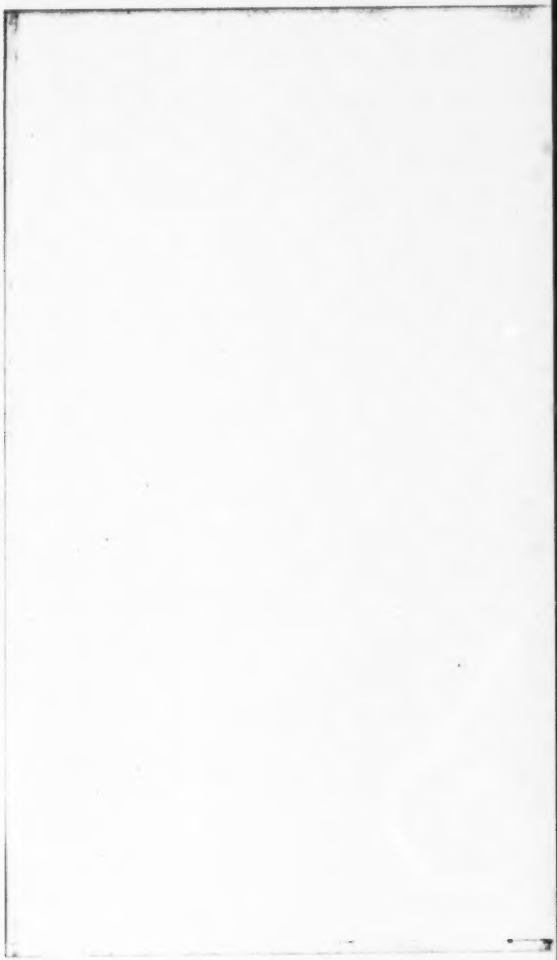
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
I.	Der Schatten iſt lebendig	5
II.	Der Raum hat vier Dimenſionen	15
III.	Es gibt Hexerei	41
IV.	Die Welt iſt nicht durch ein urſprünglich ſchaffendes, ſondern zerſtörendes Princip entſtanden	79

I.

Der Schatten iſt lebendig.



Den Schatten für lebendig zu halten, iſt eigentlich nichts Neues. Schon die Alten thaten es, indem ſie die Seelen nach dem Tode für Schatten erklärten, und ihnen doch eine Art Leben dabei beimaßen. Wie der Menſch ſeinen Schatten neben ſich wirft, der mit ihm wandelt, ſo ſoll er nach den Griechen auch einen Schatten werfen, der nach ihm wandelt; wie jenen das Sonnenlicht, ſo dieſen unſer eignes Lebenslicht erzeugen. Doch warum erſt den Menſchen tödten, um den Schatten lebendig zu machen? Muß es nicht den Menſchen freuen, wenn der treueſte Begleiter unter der Sonne, den er hat, nicht als ein Leichnam mit ihm wandelt, ſondern als ein ſelbſt Mitlebender? Und iſt es nicht deshalb, daß die Sage ein Grauſen knüpft an Menſchen, die ihren Schatten verkauft haben. Sie haben ihren Zwillingsbruder verkauft. Hat der Teufel die Schattenſeele, wird er die Lichtſeele bald nachholen.

Daß der Schatten viel Aehnliches mit einem lebenden Weſen hat, ſieht auch das blöde Auge, nur daß er manche Eigenthümlichkeiten zeigt, die uns ab-

gehen; und zumeiſt ſind es Vorzüge. Wir ſind am kleinſten zu Anfange, wachſen dann und ſchrumpfen wieder ein im Alter; er fängt ſeinen Lebenstag lang an, ſchrumpft um Mittag zuſammen und wird wieder lang am Abend. Er will offenbar zeigen, daß er doch nicht Alles macht wie wir. Dabei weiß er an ſeiner Größe immer, welche Zeit es iſt. Wir leben in drei Dimenſionen; er begnügt ſich mit zweien; aber das macht ihn nur weniger ſchwerfällig. Bei allen Verſuchen, etwas Anderes aus uns zu machen, als wir nun eben ſind, ſetzt uns die dritte Dimenſion, dies dick- und ſteifmachende Princip des Raumes, die größten Hinderniſſe entgegen. Wie wir uns drehen mögen, der Zopf bleibt uns immer hinten hängen und die Naſe immer vorn ſtehen. Aber der Schatten, wenn ihm ſein Zopf nicht mehr gefällt, ſchiebt ihn in ſich hinein, weg iſt er; gefällt ihm die Naſe nicht mehr, er ſchiebt ſie in ſich hinein, weg iſt ſie; bald wachſen ihm die Arme lang, dann ſteckt er ſie in ſeinen Leib, wie in eine Taſche, weg ſind ſie, und im nächſten Augenblicke langt er wieder weit damit hervor. Jetzt geht er aufrecht an einer Wand, jetzt huſcht er glatt am Boden fort, jetzt knickt er ſich wie ein Winkelmaß; er läuft durch Dick und Dünn, während wir ſorgſam die Wege wählen; verunreinigt ſich dabei keine Stiefeln, thut ſich an keinen Steinen weh, erſäuft in keinem Waſſer, nur das Feuer ſcheut er noch mehr als wir ſelber. Er lauft ſogar durch andere ſeines Gleichen durch. Die

Schatten, die sich treffen, machen sich nur etwas schwarz, statt daß, wenn sich zwei Menschen begegnen, sie sich etwas weiß zu machen pflegen. Und bei alle diesem Wechsel behält doch jeder Schatten seine besondere Charaktereigenthümlichkeit. Ein geistreicher Mann und ein Dummkopf können sich nicht verschiedener benehmen, als ihre Schatten. Benutzt man ja doch sogar die Schattenrisse, den Charakter der Menschen festzuhalten.

Man sieht, in all diesem unterscheidet sich der Schatten nicht nur nicht von uns lebenden Wesen; er steht uns eher an selbstständiger Lebendigkeit voran.

Inzwischen, der Mensch bildet sich nun einmal ein, Gott habe von der ganzen Welt blos ein paar Stückchen lebendig gemacht, und ist so stolz darauf, selbst zu diesen Stückchen zu gehören, daß er nur Alles daran setzt, dies Privilegium auch zu behaupten. Er fürchtet unstreitig, die zu große Concurrenz zum Leben möchte ihm schaden. Er wird also die Ansprüche auf das Leben, die für den Schatten mit Vorigem erhoben sind, nicht gelten lassen, sondern dagegen einwenden: Alles das genügt nicht. Um *leben* zu können, muß man doch vor Allem *sein*. Ein Schatten hat aber überhaupt nichts Wesenhaftes; ist ein Schein; ist nicht nur Nichts, ist weniger als Nichts.

Was kann der Schatten dagegen sagen? Nun zuvörderst dieselben oder gleichgeltende Vorwürfe dem Menschen zurückgeben. Glaubt der Mensch nicht an

das Leben ſeines Schatten, ſo kann es ihm der Schatten dadurch vergelten, daß er nicht an das Leben ſeines Menſchen glaubt, und zwar nach gleichen und gleich guten Gründen.

Da ich ſelbſt kein Schatten bin, weiß ich zwar nicht genau, was der Schatten von ſeinem Verhältniß zum Menſchen denkt; inzwiſchen ſtehen ihm jedenfalls zwei Vorſtellungsweiſen offen.

Die eine iſt die, daß er ſich als Geiſt und den Menſchen als ſeinen Körper anſieht; ihn blos für beſtimmt hält, ſeiner ſonſt rein immateriellen Exiſtenz eine Anknüpfung an das Irdiſche zu gewähren, wie wir ſelbſt auch unſern Körper nur als Einpflanzungsmittel unſerer Seele in das Irdiſche betrachten. Der Unterſchied wäre in der That nur der, daß der Schatten als Geiſt neben ſeinem Körper hergeht, während unſer Geiſt in ſeinem Körper einhergeht; an ſich iſt aber ein räumliches Verhältniß des Geiſtes zum Körper ſo gut möglich, als das andere. Warum ſoll der Geiſt ſeinen Rock nicht eben ſo gut neben ſich hängen, als anziehen können? Und wenn wir blos die eine Weiſe der Verbindung von Geiſt und Leib für ſtatthaft halten, wie wollen wir es dem Schatten verdenken, wenn er eben ſo blos die andere Art für ſtatthaft hält? Sieht man, wie ſelbſt die gewiegteſten Philoſophen Körper und Geiſt einander ſcharf gegenüberſtellen, ſo könnte man ſogar auf den Gedanken kommen, daß die Schattenanſicht die allein wahre wäre; wenn nur die Philoſophen hier für par-

teilos gelten könnten. Aber offenbar ſind ſie ſelbſt aus dem Schattenreiche inſpirirt. Denn warum vertrügen ihre Sätze ſonſt ſo wenig ſcharfe Beleuchtung. Ich, der ich den Schatten gern ihr Recht laſſe, aber unſeres auch nicht verkürzt haben will, finde es ganz natürlich, daß die Natur in ihrem Streben, alle Möglichkeiten zu verwirklichen, beide Verhältniſſe zugleich verwirklicht hat, ſo daß alſo ein Geiſt des Körpers in ihm, der andere neben ihm geht, und, damit ſie ſich nicht um denſelben ſtreiten, es ſo eingerichtet hat, daß jeder denkt, er habe den Leib allein. Man weiß ja, die Natur braucht gern ein Mittel zu vielen Zwecken. Zwar ſagt die Bibel: Niemand kann zweien Herren dienen; allein mit dem Niemand meint ſie: kein Geiſt kann zweien Herren dienen; dagegen ſehen wir allerwegs dieſelbe Materie ſehr verſchiedenen Geiſtern dienen. Der Mond muß uns leuchten, zugleich aber den Weſen auf dem Monde Stand und Nahrung geben. Warum ſoll alſo nicht auch unſer Leib zugleich einem Geiſte dienen, der in ihm, und einem, der neben ihm iſt. Hat er doch auch, wie der Mond, dem einen Sitz und Nahrung zu geben, dem andern zu leuchten, zwar nicht poſitiv, aber negativ, d. h. ihm den nöthigen Lichtmangel zu verſchaffen. Unſer Leib iſt ſo gar zweckmäßig hiezu eingerichtet, daß man nicht einſieht, warum die Natur dieſen Zweck verloren gehen laſſen ſollte; er gienge aber verloren, wenn nicht eben der Schatten ſeinen Nutzen davon hätte.

Nach Allem denke ich mir, daß der Schatten ſich etwa wie folgt über den Leib äußern wird.

Ohne dieſen Leib könnte ich hienieden nicht beſtehen; alſo iſt er für mich da. Freilich nicht blos, um mich in dieſem Jammerthale zu erhalten, ſondern auch mich daran zu feſſeln. Aber nicht immer hoffe ich dieſe ſchwere Maſſe, die ſich an meine Ferſen hängt, mit mir herumtragen zu müſſen; nicht immer in einer Welt wandeln zu müſſen, wo es mehr des Uebels, d. h. des Lichts gibt, als des Guten. Wenn ich mich nur beſtrebe, hier ſo ſchwarz als möglich zu werden, ſo werde ich gewiß auch dereinſt in ein höheres Schattenreich, ein Reich reiner Nacht aufgenommen werden, wo ich mit andern gleich guten Schatten ohne Leib und Licht ſelig wandeln werde. Offenbar iſt es auch nur mein Leib, der mich jetzt noch hindert, den großen Urſchatten im Himmel zu ſehen, der mich und alle andere Schatten erzeugt hat. Wie eine Scheidewand ſteht mein Leib zwiſchen ihm und mir. Aber ſie wird einſt fallen.

Der Schatten irrt ſich vielleicht hier in Manchem, indem er denkt, das Beſte und Letzte in der Welt könne nur etwas ganz Aehnliches als er ſelbſt ſein; und wir haben vielleicht Recht, wenn wir ihn deshalb verſpotten; wofür er natürlich ſeinerſeits auch Recht hat, uns deshalb zu verſpotten, daß wir das Beſte und Letzte in der Welt für etwas ganz Aehnliches als uns ſelbſt halten. Für Beide bleibt immer wahr, daß noch etwas

hinter dem Leibe ſteckt, was ſich nicht davor ſehen läßt; obwohl der Schatten in dieſer Beziehung wieder beſſer als wir geſtellt iſt, die von derſelben Mauer ganz und gar umſchloſſen ſind, welche dem Schatten blos von einer Seite gegenüberſteht.

Jedoch noch eine andere Vorſtellung als die vorige iſt für den Schatten möglich. Wir ſehen in unſerm ſchwarzen Nebenmanne einerſeits unſern beſtändigen von uns abhängigen Begleiter, anderſeits ein Widerſpiel unſers poſitiven Weſens; in demſelben Verhältniſſe ſtehen wir nun aber auch gegenſeits zu unſerm Schatten. Alſo kann mein Schatten mich eben ſo für ſeinen Schatten, als ich ihn für meinen Schatten halten.

So viel ich an ihm zu wenig finde, wird er an mir zu viel finden; und ob Mangel oder Ueberfluß über das Rechte, kommt im Grunde auf Eins heraus. Was hat doch, wird der Schatten, indem er auf ſein feines unfaßbares Weſen reflectirt, ſagen, was hat doch der grobe Kloß, der mit mir läuft, mit der wahren Sphäre des Seins gemein. Er iſt nur ein Excrement, was aus dem Gebiete der Wirklichkeit herausfällt, für ſich überhaupt nicht exiſtirend, ein ganz von mir abhängiges Scheinweſen, das daher auch Alles mitthun muß, was ich thue, aber freilich die Freiheit und Leichtigkeit meiner Bewegung nicht theilen, ſondern nur plump nachäffen kann. Während ich mich bald rechts, bald links wende, wie mir's nach Tages- und Jahreszeit gefällt, bleibt er immer ein ſteifer aufrechter Stock und muß

immer genau die Stellung einnehmen, die meine und die Sonnenſtellung ihm vorſchreibt; wo iſt da eine Spur von Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Verſchwinde ich, verſchwindet er auch, denn nie hat ein Schatten ſeinen Menſchen länger als ſich ſelbſt wahrgenommen. Wie iſt überhaupt ein poſitives Weſen ohne den Gegenſatz gegen ein negatives denkbar; nur dieſem Gegenſatze verdankt es ſeine Scheinexiſtenz.

Sagt nun der Menſch: Ei, ich weiß doch recht wohl, daß ich wirklich exiſtire, da bin ich ja; erwidert der Schatten: Nun, da bin ich ja auch. Man ſieht mich, man empfindet meine Kühle. Wäre ich nicht, wie könnte man von mir ſprechen. Dem Menſchen will inzwiſchen nichts einleuchten. Natürlich, von einem Schatten kann nichts einleuchten; ich will daher meine Lampe herzubringen.

Wäre der Schatten blos Nichts, ſo möchte ich ſein Leben nicht vertheidigen; nun aber iſt er weniger als Nichts, und dies kommt ihm zu ſtatten. Was fühlt man doch ſtärker, die Sattheit oder den Hunger? Kinder und Völker ſind ſtill, wenn ſie das Nöthige haben, ſchreien aber um Alles, was ihnen fehlt; ſo wirkt alſo weniger als was ſogar mehr als was. Warum ſoll denn nun die Natur nicht da, wo das Licht fehlt, eben ſo gut Lichthunger fühlen, als wir da, wo Speiſe, Preßfreiheit u. dergl. fehlt?

Man erwidert vielleicht: nicht die Natur, ſondern der Schatten ſoll ja fühlen. Wenn auch die Natur

an der Schattenſtelle etwas fühlte, ſo wäre der Schatten noch ſo wenig ein ſelber lebendes Weſen, als die Kälte, die ich am Beine fühle.

Aber was iſt denn der ganze Menſch ſelber Andres als ein Gewebe und Gefolge von Naturgefühlen, nur losgelöſt vom übrigen Grunde der Natur. Löſt ſich denn aber der Schatten nicht ſo ſcharf als der Menſch aus der übrigen Natur heraus? Was iſt ſchärfer, als der Abſatz des Schattens von dem umgebenden Lichte? Iſt alſo nur Gefühl am Schatten, ſo fühlt er auch mindeſtens ſo ſelbſtſtändig als der Menſch, weil er ſich eben ſo ſelbſtſtändig von der übrigen Natur loslöſt.

Inzwiſchen wird der Menſch immer irgendwelche handgreifliche Unterlage für das Fühlende oder Gefühl verlangen, und das Gefühl des Schattens ſo lange für einen Schatten des Gefühls zu halten fortfahren, als er den Schatten ſelber nicht mit Händen greifen kann; denn ſo ſehr er darauf hält, daß der Geiſt ein immaterielles Weſen ſei und bleibe, will er doch ſeine Immaterialität eben in der Materialität bethätigt haben. Nun aber iſt dies ja auch beim Schatten der Fall, nur daß er ſich blos an die handgreifliche Oberfläche der Körper hält. Mehr wie zwei Dimenſionen mag er einmal nicht. Wer alſo dem Loch, was der Schatten in das Licht macht, kein Gefühl zutraut, kann es wenigſtens der Fläche zutrauen, über welche dies Loch hingleitet. Sie kann doch fühlen, was ihr in jedem Augenblicke fehlt. Dieſe Fläche wechſelt freilich beſtän-

dig, und der Schatten soll doch ein Individuum sein. Aber die Materie, aus der unser Körper besteht, wechselt ja auch beständig. Der Greis ist ein ganz anderer Haufe Materie als das Kind, und doch noch dasselbe Individuum. Ob nun, wie beim Menschen, nach und nach verschiedene Materie durch eine Form durchstreicht, oder wie beim Schatten eine Form nach und nach über verschiedene Materie hinstreicht, kommt im Grunde auf dasselbe heraus. Jedenfalls sehen wir an uns selbst, daß es nicht die Identität der Materie ist, an welcher die Identität des Individuums hängt; ja nicht einmal die Identität der Form, denn die Form des Greises ist doch eine ganz andere als die des Kindes; es genügt, daß die spätere Form mit der früheren durch die Zeit continuirlich zusammenhängt; das gilt aber vom Schatten des Menschen wie vom Menschen selbst.

Wozu beweisen, sagt man endlich, daß der Schatten fühlen könnte, da er nun doch einmal nicht fühlt. — Und woher weiß man das? — Nun, eben weil man nichts davon weiß, hat man es auch nicht anzunehmen. — Aber ganz eben so wird es ja wieder dem Schatten mit uns gehen. Denken, fühlen, wollen wir deshalb weniger, weil der Schatten von unserm Denken, Fühlen, Wollen nichts weiß? Wie wollen wir nun so ungerecht sein, ein solches Argument gegen den Schatten anzuwenden. Soll er etwa nicht fühlen, weil er schwarz aussieht?

Ob er freilich gerade so vielerlei denkt und fühlt,

als wir, kann ich nicht behaupten, aber das Gegentheil läßt ſich auch nicht behaupten. Da viel Feines in einem Menſchen vorgehen kann, was ein anderer nicht bemerkt, könnte um ſo mehr auch Vieles im Schatten vorgehen, was unſern Augen entginge. Jedenfalls, wenn im Schatten, wie in uns hienieden, ſich das Wechſelſpiel von Gefühlen und Gedanken an gröbere und feinere Aenderungen des Leiblichen knüpft, ſo ſehen wir ſchon genug davon, um den Schatten nicht für den Aermſten zu halten. Er wechſelt ja beſtändig nicht nur ſeine Formen, ſondern auch ſeine Tinten; immer ſpielen andere Schatten und Seitenlichter in ihn hinein, je nachdem er ſich da oder dorthin bewegt. Was fehlt ihm alſo zur Bedingung eines wechſelvollen Gefühls- und Gedankenlebens? Sagt man etwa, dies Spiel hat ja doch keinen Sinn? Aber was hat denn das Farbenſpiel, was in unſer Auge fällt, für Sinn? Alles, was ſich um und an und im Schatten begiebt, fällt ja doch auch in denſelben allgemeinen Naturzuſammenhang, als das Farbenſpiel in unſerm Auge; warum ſoll es für den Schatten weniger Sinn haben, als wenn wir Berge, Bäume, Seen ſehen?

Mit einem Worte, ich halte den Schatten für einen platten Mohren, und ſehe nur Gründe für ſein Leben, aber keine gegen ſein Leben. Dieſe Betrachtung kann, wenn zu nichts anderm, doch dazu nütze werden, daß die Anzahl der überflüſſigen Hunde dadurch ſich vermindern wird; denn da man dieſe doch meiſt nur hält,

um ein lebendes Wesen zu haben, mit dem man spazieren gehen und eine stumme Unterhaltung führen kann; so wird man nun, da man in seinem Schatten ein solches Wesen erkennt, nicht erst nöthig haben, zu einem fremden seine Zuflucht zu nehmen, zumal da die Unterhaltung des Schattens nichts kostet und er so gut parirt als ein treuer Hund, auch sich niemals abspenstig machen läßt.

II.

Der Raum hat vier Dimenſionen.

Eine vierte Dimenſion des Raums, wird man ſagen, iſt das fünfte Rad am Wagen. Nein, erwidere ich, ſie iſt vielmehr eben das vierte Rad am Wagen, ohne das er wenig nutze wäre. Der Wagen braucht ein viertes Rad, um laufen zu können; man wird ſehen, daß die vierte Dimenſion dem Raume denſelben Nutzen leiſtet.

Von vorn herein darf ich freilich nicht hoffen, die Anſicht von vier Dimenſionen des Raums bei zwei Claſſen von Perſonen durchzuſetzen, bei denen, die nichts glauben, als was ſie ſehen, und bei denen, die nichts ſehen, als was ſie glauben. Unter den erſtern verſtehe ich die Naturforſcher, die nur auf ihre Sinne bauen, unter den letztern die Philoſophen.

Die erſtern werden, um dieſen Gegenſtand gründlich zu unterſuchen, erſt ihre Stube der Länge nach hingehen, dann der Quere nach. Zwei Dimenſionen hätten wir, werden ſie ſagen. Wo iſt doch gleich die dritte? Da ſie nicht gewohnt ſind, den Blick nach dem Himmel zu richten, mit Ausnahme der Aſtronomen, die ihn freilich immer dahin richten, aber nur, um ihn im-

mer verkehrt zu ſehen, fällt ihnen die dritte Dimenſion nicht ſo leicht ein, als die beiden andern, und da ſie ſich auch mit der Elle nicht hoch hinauf verfolgen läßt, wird ihnen die Exiſtenz derſelben vielleicht von vorn herein minder annehmbar erſcheinen. Inzwiſchen, werden ſie ſagen, der Fall der Körper nöthigt, ſie wenigſtens als Hypotheſe gelten zu laſſen. Etwas Höheres muß doch jeder Menſch annehmen. Alſo es gibt eine dritte Dimenſion. Aber wo wäre die vierte?

Nachdem ſie ſich nochmals in der Stube danach umgeſehen, werden ſie hinaus ins Freie gehen, um den Verſuch in größerm Maßſtabe zu wiederholen; ſie werden geradeaus gehen, rechts gehen, in die Höhe ſehen, und wieder fertig ſein. Sie werden die Kryſtalle, die Pflanzen, die Thiere, erſt mit bloßem Auge, dann mit dem Mikroſkope, auf eine vierte Dimenſion anſehen, dann anatomiren, um inwendig danach zu ſuchen, dann die Regierung veranlaſſen, eine Nordpolerpedition danach auszuſchicken, endlich Häuschen mit möglichſter Vermeidung der bekannten Dimenſionen erbauen laſſen, um reine Beobachtungen über die unbekannte zu gewinnen. Nachdem ſich alle dieſe Wege fruchtlos erwieſen, werden ſie zufriedengeſtellt ſagen: es gibt keine vierte Dimenſion, wie Manche aus ähnlichen Gründen geſagt haben: es gibt keinen Gott.

Nun, die Philoſophen werden es anders machen. Statt wie die Vorigen in dem Dinge, was ſie unterſuchen wollen, wirklich umherzugehen und ſich darin

umzusehen, werden sie vielmehr sich möglichst davon zurückziehen und davon absehen, indem sie glauben, am besten so hinter das Wesen der Dinge zu kommen, daß sie ihm den Rücken kehren, und am sichersten den Widerspruch mit der Wirklichkeit dadurch zu vermeiden, daß sie sich nicht um selbe kümmern. Sie werden demgemäß alles Messen, Wägen, Anatomiren, Observiren sorgfältig vermeiden, sich in ihren Lehnstuhl setzen und nun erwarten, daß der reine Begriff des Raums sich zu ihnen bemühe. Er kommt. Aber indem er eintreten will, hält ihn der Thürsteher an und sagt: mein Herr zählt nie über drei; was mehr ist, bleibt draußen. Der Raum, da sein Wesen einmal ist, allenthalben Platz zu finden, möchte doch auch gern im Kopfe des Philosophen Platz finden; also, gesetzt auch, er hätte vier Dimensionen, läßt die vierte draußen, und wird nun eingelassen. Der Philosoph zählt: es ist richtig, sagt er, der Begriff ist dreifaltig, Gott ist dreifaltig, der Mensch ist dreifaltig, auch der Raum ist dreifaltig. Es gibt keine Zahl in der Welt, als die Drei; die Eins selbst besteht blos aus drei Dritteln; zerfällt also auch stets wieder in solche. Die Eins gleich drei Dritteln ist gleich der zweiten Potenz der Drei, also gleich neun; neun nach demselben Schluß gleich einundachtzig; Eins also gleich jeder Potenz der Drei.

Erstaunt, wie rasch er auf diese Weise vorwärts kommt, entwickelt er von hieraus die Principien der absolut wahren, reinen, höhern Mathematik, und indem er genug

zu thun findet, Newton und Gauß zu widerlegen, welche immer steif dabei bleiben, daß Eins gleich Eins sei, vergißt er darüber Zeit und Raum so gänzlich, daß sie nichts besseres zu thun wissen, als ihn wieder zu vergessen.

Kurz, von diesen zwei Seiten wird eine vierte Dimension des Raumes schwerlich je Anerkennung finden. Mehr ließe sich von Seiten Derer hoffen, die Alles auf den praktischen Nutzen beziehen, wenn wir ihnen zeigten, was sich Alles mit einer Dimension des Raums mehr ausrichten ließe.

Wie müssen sich jetzt die Menschen drücken und wie wenig reicht das Land hin, sie bequem zu nähren. Hätten wir eine Dimension mehr, so würden sich die Felder nicht blos in die Breite strecken, sondern auch in die Höhe reichen, und aus dem Quadrate des Ertrags würde mindestens ein Cubus des Ertrags. Natürlich müßte der Himmel, der jetzt in der Richtung der dritten Dimension über uns liegt, in die der vierten verlegt werden, wo er ohnehin schon für die meisten Menschen liegt. Man brauchte nun nicht mehr weit zu gehen, auszuwandern, um Alles, was man brauchte und wünschte, zu suchen, Brot, Geld, Glück, Freiheit, Gleichheit; sondern Alles könnte man in der neuen vierten Dimension suchen, die natürlich dann eben so gleich über Jedes Kopfe angehen würde, als jetzt die dritte. Alle jetzigen Luftschlösser würden sich dann in wirkliche Schlösser verwandeln, und immer würde es noch erlaubt sein,

neue Luftſchlöſſer in den höhern Regionen der vierten Dimenſion zu bauen, da manche Menſchen doch einmal nicht anders als in Luftſchlöſſern leben können.

Ich ſehe in der That nicht ein, warum das Volk, dem man von dieſer vierten Dimenſion ſo oft unter andern Namen erzählt hat, auf einmal aufhören ſollte, daran zu glauben, wenn man nun einmal die Sache beim rechten Namen nennt. Der Nutzen der vierten Dimenſion iſt ſo groß und einleuchtend, daß gar kein Grund iſt, warum man ſich zur Annahme derſelben nicht eben ſo gut entſchließen ſollte, als zur Annahme von ſo manchem Andern, was bei weitem weniger verſprach und doch blos wegen deſſen, was es verſprach, geglaubt wurde. Wo wir die vierte Dimenſion herbekommen ſollen, iſt eine Sache für ſich und vermindert nicht im mindeſten den Nutzen, den man ſich und Anderen davon verſprechen darf. Das Bequemſte wird jedenfalls ſein, ſie aus den alten drei Dimenſionen ſelbſt zu machen; denn im Grunde, da mit der vierten Dimenſion der Segen erſt angeht, iſt es am beſten, die alten drei ſchon abgebrauchten ganz abzuſchaffen. Auch hat eine einzige Dimenſion praktiſch große Vortheile. Man braucht ſich da nicht umzuſehen, ſondern läuft immer auf Ein Ziel los. Iſt nur erſt ein Anſtoß gegeben, ſo muß Alles in der Richtung des gemeinſamen Fortſchritts fort, und Niemand kann ſich mehr träg zur Seite ſtellen. Die allgemeine Freiheit iſt dabei auf das Einfachſte erreicht; denn Jeder kann thun was er will, da er nur Eine

wollen kann, der einzigen Richtung folgen, die es gibt. Die allgemeine Gleichheit ist zugleich da, denn es gibt jetzt keinen Unterschied mehr von Dick und Dünn, da Alles möglichst dünn ist. Unstreitig werden alle Freunde des Fortschritts, der Freiheit und Gleichheit in dieser Welt von Einer Dimension ihr Ideal wiedererkennen.

Inzwischen dürfte es Andere geben, denen die alten drei Dimensionen mit ihrer behaglichen Breite und Dicke trotz aller darin vorkommenden Mangelhaftigkeiten, ja sogar um derselben willen, doch lieber sein werden, als die neue Dimension des reinen Fortschritts zum Bessern. Selbst den Umstand, daß sie bei den drei Dimensionen Platz haben, den Männern jenes unbedingten Fortschritts aus dem Wege zu gehen, werden sie nicht gering anschlagen. Vor Allem aber wird sie in Schrecken die Betrachtung setzen, wo denn in der Welt von Einer Dimension ihr Bauch Platz finden soll, und wie dünn erst die Würste sein müssen, wenn das ganze Schwein nur die Dicke einer mathematischen Linie hat. Auch wird es sie wenig trösten, wenn man ihnen sagt, daß in der Welt des Fortschritts überhaupt weder Zeit noch Ruhe zum Essen sei, also es zu einem dicken Bauche ohnehin nicht kommen könne. Bringe ich aber solchen mit Belassung ihrer drei Dimensionen noch eine vierte dazu, so dürften sie abermals bedenkliche Gesichter machen. Es ist doch immer etwas Neues, werden sie sagen, und wovon das Ende nicht abzusehen. Bleiben wir bei unsern guten alten drei Dimensionen, in denen wir

geboren und erzogen ſind; es gibt ohnehin des Neuen täglich zu viel. Indeß hoffe ich, dieſe durch das Verſprechen zu gewinnen, ihnen aus der neuen Dimenſion die alten Zöpfe wiederherzuſtellen, die in der franzöſiſchen Revolution zugleich mit den Köpfen abgeſchnitten wurden; um die Köpfe wird es ihnen doch weniger zu thun ſein. Auch erinnere ich ſie an die Vortheile eines Magens von vier Dimenſionen. So denke ich dieſe würdige Claſſe ganz auf meine Seite zu bekommen. Die Männer des Fortſchritts aber laſſen wir laufen.

Wen ich in Wahrheit bedaure, ſofern zu den drei Dimenſionen noch eine vierte kommen ſollte, ſind die Schüler, die ſchon jetzt erſchrecken, wenn ſie von der Ebene der Planimetrie auf den Berg der Stereometrie ſteigen ſollen; nur ſteht ihnen ſogar noch eine Geometrie von vier Dimenſionen, ein Pelion auf dem Oſſa, bevor. Was werden das für perſpectiviſche Zeichnungen ſein müſſen, wenn es gelten wird, zu beweiſen, daß das Prisma von vier Dimenſionen ſich in vier Pyramiden gleichen Inhalts zerlegen laſſe. Tüchtigen Geometern aber, welche ſchon alle Winkel und Ecken zwiſchen den alten Dimenſionen ausgekrochen ſind, wird es wie ein neuer Imbiß ſchmecken, wenn man ihnen einmal mit ganz neuen Ecken zu thun gibt, nachdem ihnen der alte Zuckerkant ſchal geworden. Nun, ſie mögen immerhin ihre ſphäriſche Trigonometrie für die Sphäre von vier Dimenſionen bereit halten, denn jetzt werde ich die vierte Dimenſion gleich bringen.

Die Art, wie ich dem Raume zu einer vierten Dimenſion zu verhelfen ſuchen will, iſt allerdings eigen; nämlich dadurch, daß ich ihm anfangs von ſeinen dreien eine nehme.

Man denke ſich ein kleines buntes Männchen, das in der camera obscura auf dem Papiere herumläuft; da hat man ein Weſen, was in zwei Dimenſionen exiſtirt. Was hindert, ein ſolches Weſen lebendig zu denken. Haben wir doch früher geſehen, daß ſich ſelbſt ein Schattenmann lebendig denken läßt. Daß er es iſt, wollen wir hier nicht noch einmal behaupten; es iſt genug, es einmal gethan zu haben; aber denken kann man ſich's doch. Nun, in ſofern alles Sehen, Hören, Dichten und Trachten eines blos in zwei Dimenſionen exiſtirenden Weſens auch blos in dieſen zwei Dimenſionen beſchloſſen wäre, ſo würde es natürlich eben ſo wenig etwas von einer dritten Dimenſion wiſſen können, als wir, die wir nur in drei Dimenſionen leben, von einer vierten. Das experimentirende Schatten- oder Farbenmännchen würde eben ſo auf ſeiner Fläche herumlaufen und vergebens nach der dritten Dimenſion ſuchen, eben ſo vergebens Mikroſkope und Fernröhre danach aufſpannen, als unſer Naturforſcher nach der vierten; es kann doch mit dem Blicke ſich nicht über die Fläche erheben, ſondern nur in der Richtung der Fläche fortblicken. Und das philoſophirende Schattenmännchen würde, da ſeine Begriffe ſich unſtreitig im Zuſammenhange mit ſeinen Anſchauungen bilden würden,

eben ſo wenig über die Zwei als unſer Philoſoph über die Drei hinauskommen können. Beide würden es alſo unmöglich halten, daß eine dritte Dimenſion exiſtirt, daß ſich durch einen Punkt mehr als zwei auf einander rechtwinklige Gerade ziehen laſſen. Sie wüßten abſolut nicht, wo ſie die dritte anbringen ſollten. Und doch exiſtirt dieſe dritte Dimenſion. Sie exiſtirt für uns, die ſelbſt eben in drei Dimenſionen leben.

Wir ſind nur Farben- oder Schattenmännchen in drei Dimenſionen ſtatt in zweien. Da wir ſehen, daß bei der Zwei kein Aufhören iſt, außer für Weſen, die ſelbſt in der Zwei aufhören, iſt nicht abzuſehen, warum in der Drei ein Aufhören ſein ſollte, außer für Weſen, die eben auch ſelbſt in der Drei aufhören. Soll etwa die Welt nicht über Drei zählen können? Es iſt auch nicht der allergeringſte Grund da, warum ſie bei Drei aufhören ſollte; und ſo ſchließe ich nach dem Geſetze des zureichenden Grundes, daß ſie wirklich nicht dabei aufhört.

Man überlege doch: ſieht denn die dritte Dimenſion um ein Haar anders aus, als die zweite und erſte? Wenn aber keine größere Kunſt dazu gehörte, die dritte als die zweite und erſte zu ſchaffen, ſo wird auch keine größere Kunſt dazu gehören, die vierte und fünfte als die dritte und zweite zu ſchaffen. Wo hört die Natur ſonſt auf, einen Anfang fortzuſetzen, außer wenn ihr die Kraft gebricht. Aber die dritte Dimenſion iſt noch nicht kürzer, als die beiden andern. Man ſieht,

wenn wir nur erſt die vierte Dimenſion haben, ſo haben wir auch ſofort die fünfte, ſechſte, ſiebente, bis zur unendlichſten Dimenſion; wir können in Dimenſionen wahrhaft ſchwelgen, ſie wie Stecknadeln fabriciren, ihr Sparrwerk ausbauen, ſo weit wir wollen. Sonſt dünkte uns eine Dimenſion eine abſonderliche Sache; nun werden die Dimenſionen ſpottwohlfeil werden, und wenn man in ganz Baiern zu jeder Hopfenſtange, und in Oeſterreich zu jedem Schlagbaum, und in Rußland zu jedem Knutenſtrick eine neue Dimenſion verwendete; es würde nicht an Stoff zu eben ſo viel neuen fehlen.

Die Philoſophen freilich werden ſagen: wir Philoſophen ſind das Gehirn der Welt; geht in unſerm Kopfe, dem Höchſten von Allem, nichts über die Drei, ſo iſt damit ſchon hinreichend bewieſen, daß in der Welt überhaupt nichts über die Drei geht. Ich halte aber die Welt für eine große Henne, von der die Philoſophie ſammt allen Philoſophen nur ein Windei iſt. Nun will bekanntlich das Ei immer klüger ſein, als die Henne; weil aber die Henne doch gewiß klüger iſt, als das Ei, ſo liegt eben darin, daß das Ei nur bis drei zählen kann, der beſte Beweis, daß die Henne noch weiter zählen kann.

Inzwiſchen auch wer kein Philoſoph iſt, wird vielleicht ſagen: die Drei iſt immer eine hübſche runde Zahl, es wäre doch möglich, daß der Raum das Sprichwort: aller guten Dinge müſſen drei ſein, in ſeiner Jugend gelernt und daher, als er es bis zur dritten

Dimenſion gebracht, den rohen Trieb, weiter zu gehen, gezähmt hätte, dem Menſchen zum guten Beiſpiel, der ſich auch ſelbſt zähmen ſoll.

Aber das iſt eine Cirkelbetrachtung: denn im Raume von vier Dimenſionen wird das Sprichwort natürlich heißen: aller guten Dinge müſſen vier ſein, und im Raume von fünf Dimenſionen: aller guten Dinge müſſen fünf ſein. Uebrigens wollen wir genügſam ſein, und uns vorläufig blos an die vierte Dimenſion halten, die wir ſo gut wie in der Hand haben, und die zehn oder hundert auf dem Dache dafür fliegen laſſen.

Kann man mich nun nicht widerlegen, ſo wird man ſagen: es bedarf keiner Widerlegung; die Beweiſe mit dem Schatten- und Scheinmännchen ſind Schatten- und Scheinbeweiſe; zeige uns nur $^1/_{100}$ Linie von der vierten Dimenſion und wir wollen dir hundert Meilen, oder ſo viel du willſt, zugeben.

Nun, daß der Menſch die Katze nicht ganz im Sacke kaufen, ſondern wenigſtens ein Endchen ihres Schwanzes ſehen will, iſt billig; obſchon ich den Philoſophen wohl entgegnen könnte: eine Katze im Sack ſei immer noch beſſer, als der Sack ohne Katze, den ſie den Leuten verkaufen wollen, und den Naturforſchern, es ſei doch beſſer, die Katze im Sacke zu nehmen, weil, wenn wir ſie herauslaſſen wollten, ſie wahrſcheinlich entwiſchen würde.

Jedoch, um mein Möglichſtes zu thun, ſehe ich wieder bei dem Farbenmännchen in zwei Dimenſionen

nach; weiß ich erſt in zwei Dimenſionen die dritte zu packen, ſo muß es ja dann um ſo leichter ſein, in dreien die vierte zu packen. Auch iſt dies nur eine beſondere Anwendung der von jeher mit Frucht angewandten Methode, das, was man in drei Dimenſionen nicht realiter finden kann, in zwei Dimenſionen, d. h. auf dem Papier zu ſuchen und zu finden. Und ſiehe da, es gelingt.

Zur Sache: ich nehme die Fläche, worin mein Scheinmännchen ſich befindet, und führe ſie durch die dritte Dimenſion hindurch, ſo erfährt das Scheinmännchen Alles, was in dieſer dritten Dimenſion iſt; es wird ſogar, indem es in andere Lichträume kommt, wo ſich die Strahlen anders ordnen und färben, ſelbſt ſich hiermit ändern und vielleicht zu Ende des Weges bleich und runzlig ausſehen, während es zu Anfange des Weges roth und glatt ausſahe. Freilich hat das Männchen niemals ein Stück der dritten Dimenſion auf einmal und glaubt alſo in jedem Augenblicke immer noch blos in ſeinen zwei Dimenſionen zu ſein; es faßt von der ganzen Bewegung blos das zeitliche Element und die vor ſich gehende Aenderung auf. Aber factiſch durchmißt es doch die dritte Dimenſion und Alles, was darin iſt. Demgemäß ſagt das Männchen: es gibt eine Zeit und in der Zeit ändert ſich Alles, auch ich ſelbſt.

Nun, wir ſagen auch: es gibt eine Zeit und in der Zeit ändert ſich Alles, auch wir ſelbſt. Was liegt dem alſo zu Grunde? Die Bewegung unſers Raums von drei Dimenſionen durch die vierte, von welcher

Bewegung wir aber auch nur das zeitliche Element und die Veränderung, welche erfolgt, wahrnehmen.

Nichts iſt auch im Grunde einfacher und natürlicher: unſere Welt von drei Dimenſionen iſt eine ungeheure Kugel, die in eine Menge einzelner Kugeln zerfällt. Jede von dieſen läuft; alſo wird die große Urkugel wohl auch laufen; aber wo ſollte ſie hinlaufen, wenn es nicht eine vierte Dimenſion gäbe? Indem ſie aber ſelbſt durch dieſe vierte Dimenſion läuft, laufen natürlich auch alle Kugeln in ihr, und Alles, was auf dieſen Kugeln lebt und webt, durch die vierte Dimenſion mit durch.

Dies eröffnet uns den Weg zu ſchönen Betrachtungen:

Eigentlich iſt Alles, was wir erleben werden, ſchon da, und was wir erlebt haben, iſt noch da; unſere Fläche von drei Dimenſionen, denn es hindert jetzt nichts, von einer ſolchen in Bezug zum Körperraum von vier Dimenſionen zu ſprechen, iſt nur durch jenes ſchon durch und durch dieſes noch nicht durch. Wenn alſo z. B. der Menſch zu Anfange Kind, zu Ende Greis, in der Mitte Mann iſt, hat man ſich vorzuſtellen, es erſtrecke ſich in die Richtung der vierten Dimenſion ein langer Balken hinein, der zu Anfange als Kind, zu Ende als Greis, in der Mitte als Mann geſtaltet iſt, von welchem Balken die drei Dimenſionen im Fortſchreiten immer ſo viel abſchneiden, als in jedem Augenblicke in ſie geht; das gibt dann den Menſchen, der in dieſem Augenblicke lebt. Um ſich das recht zu verdeutlichen, denke man daran, wie die kleinen niedlichen

Mosaiks in Italien verfertigt werden, die zur Zierath an Busennadeln, Ringen u. s. w. dienen. Man kittet zuerst lange gefärbte Stifte in angemessener Ordnung an einander und zerschneidet die so erhaltenen Stangen in Querscheiben, wodurch man aus einer Stange mühelos eine Menge gleichbeschaffener Mosaiks erhält. In ähnlicher Weise wird von der Lebensstange des Menschen in jedem Augenblicke durch die fortschreitende Schnittfläche der drei Dimensionen ein neuer Mensch abgeschnitten, und der Unterschied besteht nur in den beiden Umständen, daß bei der italienischen Mosaik die Schnittfläche blos zwei, hier drei Dimensionen hat, und daß der Mensch jedes folgenden Schnitts hier ein wenig anders ausfällt, als der des frühern, während die Figur in den italienischen Mosaiks sich immer genau wiederholt. Inzwischen würde nichts hindern, auch bei diesen im ersten Schnitt die Figur eines Kindes, im letzten die eines Greises zu bekommen, wenn man statt gleichförmig fortlaufender Stifte solche, die sich im Laufe ihrer Länge geeignet änderten, anwendete.

Das Vorige verspricht praktisch sehr nützliche Folgen, sofern man nur ein Mittel entdeckte, den Lebensbalken des Menschen so umzulegen, daß man dessen einmal ganz in unsern drei Dimensionen habhaft würde; dann könnte man ein ganzes Heer von Soldaten aus einem einzigen Menschen schneiden und würde nun durch das ganze Heer nicht blos uniforme Röcke, sondern auch uniforme Gesichter, das letzte blos etwas älter als das

erſte, haben, und beobachtete man überdies die Klugheit, den Stangenſoldaten ſchon vor dem Zerſchneiden einzuexerciren, ſo würde man nach dem Zerſchneiden auch ſofort ein ganz gleichförmig einexercirtes Heer haben, wobei übrigens nichts hinderte, die Officiere eben ſo aus einer beſondern Stange zu ſchneiden, als das jetzt ſchon geſchieht. Freilich würde jeder Soldat dann nur kurze Zeit leben, weil er blos noch mit einem Bruchtheile der ganzen Lebenslänge eines Menſchen in die Zeitdimenſion hineinragen könnte; aber was thut das bei Soldaten, die ohnehin nur da ſind, todtgeſchoſſen zu werden, um neuen Menſchen Platz zu machen; ſie würden ihren Zweck um ſo ſchneller erfüllen.

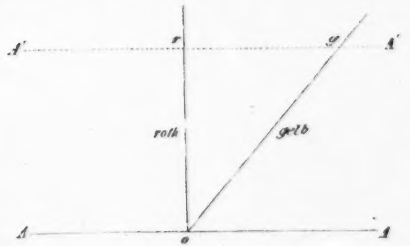
Eine gleich wichtige Anwendung dieſer Erfindung des Umlegens würde darin beſtehen, daß uns die ganze Buchdruckerkunſt hiemit erſpart wäre.

Jedes Buch, was ein Autor ſchreibt, verlängert ſich nämlich auch balkenförmig in die vierte Dimenſion hinein, da es ja doch nicht gleich, wenn es der Autor geſchrieben hat, von der Erde verſchwindet. Legen wir nun dieſen Balken wieder um, ſo können wir beliebig viele Exemplare daraus ſchneiden, die überdies alle das Verdienſt der Originalhandſchrift des Verfaſſers haben. Freilich wird jedes dieſer Exemplare wieder nur kurze Zeit dauern; aber was thut das bei Büchern, die ohnehin nur da ſind, um neue Bücher danach zu ſchreiben; ſie würden ihren Zweck, dieſen Platz zu machen, nur um ſo ſchneller erfüllen.

Ich würde demgemäß empfehlen, eine Preisaufgabe in Bezug auf dieſen Gegenſtand zu ſtellen. Freilich würde ſie Niemand löſen, aber was thut das bei Preisaufgaben, die ohnehin nicht da ſind, gelöſt, ſondern nur geſtellt zu werden, um neuen Platz zu machen.

Nun kommt aber noch etwas Merkwürdigeres: nämlich, daß wir mit der Bewegung der Fläche von drei Dimenſionen durch die vierte uns ſelbſt alle eigne Bewegung erſparen. Es gibt dann gar keine Bewegung mehr in dieſer Welt. Um dieſen ſchönen Satz, und hiemit die ewige Ruhe, wonach ja ſtets das Trachten aller Frommen gegangen, zu gewinnen, wird man ſich freilich eine geiſtige Motion vorher gefallen laſſen müſſen.

Auf der Mitte eines weißen Papiers AA ſtehe ein rother und ein gelber Lichtſtral, oder lieber gleich Lichtbalken auf, der rothe ſenkrecht, der gelbe ſchief gegen das Papier gerichtet,



ſo werden beide Balken da, wo ſie zuſammen auf dem Papier ſtehen, in O, einen Orangefleck hervorbringen, als Zuſammenfluß eines rothen und gelben Flecks, von da an ſich aber trennen. Nun bewege ſich das Papier ſenkrecht gegen den rothen Balken fort, ſo daß es z. B. bis in die Lage A' A' kommt, ſo wird ein rother Fleck r fortgehends in der Mitte des Papiers zu ruhen ſcheinen, obſchon das Papier im Fortſchritt immer neue Stellen des rothen Balkens ſchneidet; ein gelber Fleck g aber ſich immer mehr vom rothen Fleck, mit dem er erſt zuſammenfiel, entfernen, immer ſeitlicher zu liegen kommen, kurz ſich über das Papier hinwegzubewegen ſcheinen, ungeachtet doch der ganze gelbe Balken eben ſo ſteif und feſt vor dem Papier ſtehen bleibt, als der rothe. Es liegt Alles an der Schiefe des gelben Balkens und der ſimpeln Bewegung des Papiers. Je ſchiefer der gelbe Balken gegen das Papier gerichtet iſt, deſto weiter wird ſich bei einer gegebenen Fortbewegung des Papiers der gelbe Fleck vom rothen entfernen, deſto raſcher alſo ſeine eigene Bewegung erſcheinen.

Natürlich, wenn ſich etwas in unſern drei Dimenſionen zu bewegen ſcheint, rührt dies nun auch blos daher, daß der Balken, den es in den Raum der Vier hinauserſtreckt, ſchief gegen die drei Dimenſionen gerichtet iſt, und daher beim Fortgange der Fläche von drei Dimenſionen dieſe immer an anderen Stellen ſchneidet. Je ſchiefer, um ſo ſchneller ſcheint die Bewegung.

Iſt die Bewegung krummlinig, ſo rührt das blos von einer krummen Geſtalt des Balkens her.

Dies führt nun zu neuen fruchtbaren Betrachtungen. Zuvörderſt ſieht man, daß der Mathematiker jetzt gar keine Urſache mehr hat, ſich über den Zuwachs der Arbeit, den ihm die vierte Dimenſion macht, zu beſchweren, da ihm dafür die ganze Bewegungslehre erſpart iſt. Alles ſteht wie es ſteht, und den Urgang der Welt hat er nicht nöthig zu berechnen, dieſer geht immer ſeinen Strich fort. Um die Geſtalten des Raums mit vier Dimenſionen zu berechnen, hat er blos nöthig, ſeine Variable t als vierte Raumcoordinate zu betrachten. Der Naturforſcher andrerſeits gewinnt ſchöne neue Naturanſichten. Um nur eins flüchtig zu erwähnen. Sehen wir einen Planeten im Kreiſe herumlaufen, ſo rührt dies blos daher, daß der Planet ſich ſpiral- oder korkzieherförmig in den Raum von Vieren hineinerſtreckt. Indem nun die Fläche von Dreien, worin ſich der Planet in jedem Augenblick befindet, durch dieſen Spiralbalken eben ſo durchſchreitet, wie vorhin die Fläche von Zweien durch den Lichtbalken; ſieht es freilich ſo aus, als liefe der Planet in ihr im Kreiſe. Es erhellt alſo, daß das Weltall eigentlich nur als ein groſſes Gewächs mit Spiralfaſern zu betrachten, und die ganze Aſtronomie nur ein mikroſkopiſcher Theil der Botanik iſt.

Am wichtigſten aber ſind die Folgerungen für das Praktiſche. Nun erſt wird der Menſch recht deutlich

erkennen, wie er mit all' ſeinem Aeſchern und Laufen gar nichts gewinnt; er kommt doch im Grunde nicht vom Flecke; daher auch ſchon in der Bibel ſteht, zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein. Er gewinnt weiter nichts damit, als daß er etwas ſchiefer wird, und ein Menſch, der krumme Wege geht, macht ſich blos dadurch zu einer Schraube. Alle Sorge iſt jetzt dem Menſchen erſpart. Alles Brot iſt dem Menſchen ſchon gebacken, was er eſſen wird, er braucht nicht einmal den Mund aufzumachen, es zu eſſen, er findet ihn ſchon aufgemacht vor, wenn der Weltlauf ihn bis zur betreffenden Stelle geführt hat, und ein Stück weiter auch wieder zugemacht. Die Brauſche, die ſich Jemand ſchlagen wird, iſt eigentlich ſchon vorn an ſeiner Balkenverlängerung geſchlagen, und ein Stück weiter auch ſchon wieder geheilt; dazwiſchen liegt das Pflaſter. Das Geld, was Jemand einnehmen wird, liegt ſchon aufgezählt da, und wird nur im Durchſtreichen der drei Dimenſionen eingeſtrichen, und wenn der Jude jetzt um eines Pfennigs willen von Haus zu Haus rennt, er kann ſicher ſein, daß, wenn dieſer Pfennig nicht ſchon vorn in ſeinem Beutel liegt, alles Rennen und Laufen ihn nur nebenweg führen wird. Kurz, der Menſch kann künftig das bequemſte Leben von der Welt führen; er kommt immer dahin, wo er kommen muß.

Nun bleibt blos noch die Frage zu löſen übrig, wo es doch mit der ganzen Bewegung in Richtung der vierten Dimenſion hinaus will. Man kann darüber

zwei Hypotheſen aufſtellen, nach deren einer wir auf dem natürlichſten Wege zur Erfüllung alles Deſſen geführt werden, was der Menſch je von der Zukunft gehofft hat, nämlich zu einer allgemeinen Auferſtehung der Todten, einer Verjüngung unſers Leibes, dem Paradieſe und der Rückkehr in Gott, wobei die Juden unterwegs alle in Abrahams Schoos gelangen, zu einem Leben mit einer total neuen Weiſe des Seins, welches in jeder Hinſicht als die Ergänzung des jetzigen betrachtet werden kann und worin die gerechteſte Vergeltung Statt hat, die ſich überhaupt denken läßt. Was kann man eigentlich noch mehr wollen? Indeß beſorge ich doch, daß der Menſch nach ſeiner gewöhnlichen unbeſcheidenen Weiſe, wenn er erſt das ganz ſicher vor Augen ſehen wird, was er bisher blos wünſchte oder zweifelhaft hoffte, anfangen wird, noch mehr oder gar etwas Anderes zu wünſchen, daher es immer gut iſt, noch die andere Hypotheſe zur Befriedigung ſelbſt dieſer Unbeſcheidenen bereit zu haben. Jeder ſehe nun ſelbſt zu.

Zunächſt mache ich darauf aufmerkſam, daß faſt alle Bewegungen in der Natur hin- und hergehend ſind. Das Pendel ſchwingt hin und wieder, die Saite ſchwingt hin und wieder, der Aether im Lichte ſchwingt hin und wieder; der Menſch läuft auch hin und wieder; ja jedes Bein für ſich ſchwingt dabei hin und wieder. Es erſcheint alſo von vorn herein mehr als wahrſcheinlich, daß auch die Bewegung der Welt von einer gewiſſen

Zeit an wieder rückläufig werden wird, ſo daß Alles, was ſchon geſchehen iſt, noch einmal in umgekehrter Richtung geſchehen wird; da zumal man ſonſt der Natur den Vorwurf zu machen hätte, daß ſie nur eine einſeitige Richtung verfolge, während ihr doch zwei zu Gebote ſtehen. Jedes Rad, was vorwärts rollt, kann doch auch rückwärts rollen, und es iſt wunderlich, da man ſtets vom Rad der Zeit geſprochen, daß man nie an dieſe Rückwärtsbewegung gedacht hat.

Geſetzt nun, eine ſolche begönne von einem gewiſſen Zeitpunkte an einzutreten, ſo leuchtet ein, daß alle Gräber ſich aufthun und alle Menſchen, die je geſtorben ſind, wieder auferſtehen werden, und wenn Jemandes Knochen noch ſo weit zerſtreut liegen, ſie werden ſich wieder zu einem lebendigen Leibe zuſammen finden; Jeder wird von Tage zu Tage jünger werden; es wird gar kein Altern mehr geben, ſondern das ganze Leben in Verjüngung beſtehen; endlich wird Jeder in ſeinen Mutterleib zurückkehren, mit der Mutter wird es desgleichen gehen und ſo wird immer weiter zurück jedes Aelternpaar ſeine Kinder und Enkel wieder einſammeln, die Juden alſo auch alle richtig wieder in Abrahams Schoos gelangen, bis endlich die ganze Ausſaat der Menſchheit ſich in Adam und Eva wie in zwei Säcken wieder beiſammen finden und ins Paradies wieder zurückgebracht ſein wird, worauf auch Eva wieder in Adam einkriechen und ſich in eine Rippe Adams verwandeln, Adam aber von Gott ergriffen und zu einem

Erdenklos zuſammengeballt werden wird; wonach dann Gott noch die ganze Erde und Meer, und Sonne und Sterne in ſeine Einheit aufnehmen wird.

Im Laufe dieſer rückgängigen Weltordnung wird nun Jeder daſſelbe, was er jetzt Andern geleiſtet, von dieſen wieder empfangen. Der Schuhmacher wird von mir genau dieſelben Schuhe wieder empfangen, die er mir jetzt liefert, und ich werde von ihm daſſelbe Geld wieder empfangen, was ich ihm jetzt bezahle; der Ochſe wird vom Schuhmacher das Leder wieder empfangen, was er ihm geliefert, und der Menſch vom Ochſen das Futter, was er an ihn gewandt; der Acker wird vom Menſchen das Getreide zurückbekommen, was dieſer von ihm abgemäht, und der Menſch vom Acker den Saamen und Dünger, den er darauf gebracht. Kurz, Keiner wird ſagen können, daß er um ein Haar mehr oder weniger, oder Beſſeres oder Schlechteres erhalte, als er geleiſtet, da er ja eben genau daſſelbe wiedererhält; was unſtreitig dem Begriff der Gerechtigkeit in vollkommenſter Weiſe entſpricht.

Hiemit wäre alles Verſprochene und Gehoffte vollſtändig erfüllt. Indeß wie geſagt, der Menſch wird nicht zufrieden ſein, und nun die vollkommene Gerechtigkeit ihm zu Theil werden ſoll, nach der Jedem genau mit dem Maße gemeſſen wird, mit dem er ſelbſt gemeſſen, ſie vielmehr darin ſuchen, daß ihm mit einem größern und beſſern Maße gemeſſen werde, er etwas Mehres und Beſſeres bekommt, als er verdient hat;

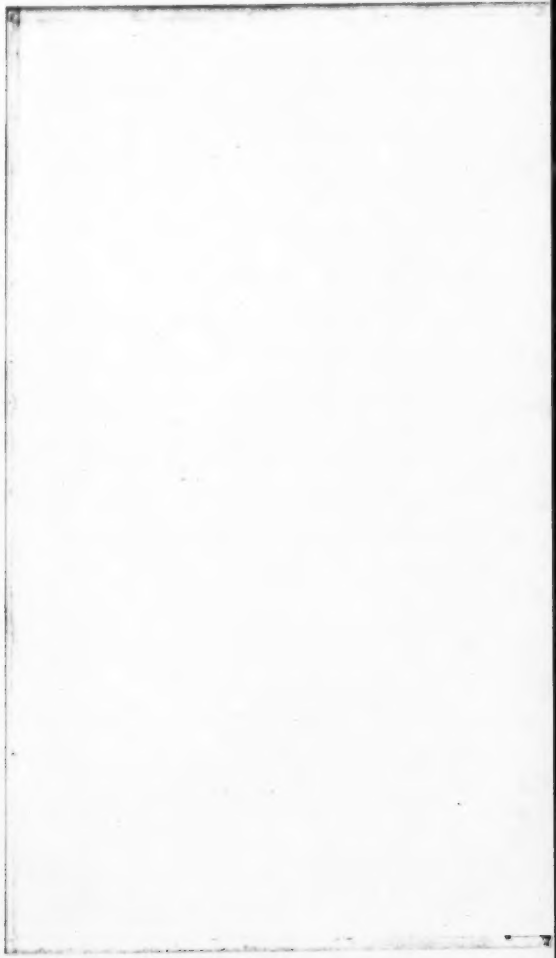
und da ich ſelbſt zu dieſen unbeſcheidenen Seelen gehöre; ſo überlaſſe ich die vorige Hypotheſe den Männern, die ſchon jetzt das Rad der Zeit rückwärts laufen laſſen wollen, und halte mich an die andere Hypotheſe, die von einer unendlichen Progreſſion, indem ich die einſeitige Richtung, welcher die Welt dadurch anheim fällt, damit entſchuldige, daß es doch eben die Richtung vom Schlechtern zum Beſſern ſei. Sehe ich doch ſchon jetzt hinter jedem Weſen eine Peitſche, die daſſelbe, mag es wollen oder nicht, in dieſer Richtung forttreibt, oder, iſt es noch nicht darin, in dieſelbe hineintreibt. Alſo mag auch wohl die ganze Welt ſelber mit ihren vier Dimenſionen nichts anders ſein, als ein großes vierbeiniges Geſchöpf, das hinten von einer ſolchen Peitſche fortgetrieben wird, während vorn der Futtertrog der ewigen Seligkeit ſteht, an dem ſie, wenn ſie müde iſt, endlich einmal behaglich ausruhen und ſich gütlich thun wird; worauf der große Fuhrmann die Peitſche abermals erheben und ſie wieder ein Stück vorwärts treiben wird, zu einer Krippe, die noch voller von ewiger Seligkeit iſt.

Nun ſieht man leicht ein, was man verlieren würde, wenn man dieſem Thiere von ſeinen vier Beinen eins abſchneiden wollte, zugleich aber wird man begreifen, warum man das vierte Bein bisher überſehen hat. Weil nämlich das Thier dies Bein ſtets zum Fortſchritt aufgehoben hält, denken wir auf der Erde ſtehende Weſen, es ſei überhaupt blos dreibeinig, und

erblicken, wenn wir einmal aufwärts ſehen, in dem erhobenen Bein blos einen Fingerzeig nach oben, während doch dieſe Erhebung ganz weſentlich dazu dienen ſoll, daß es auch unten damit weiter gehe.

III.

Es gibt Hexerei.



Die Menſchen haben von jeher bedeutungsvolle Träume und Ahnungen gehabt; aber kein aufgeklärter Mann wird daran glauben, weil ein Aufgeklärter nie ſelbſt bedeutungsvolle Träume und Ahnungen haben wird, höchſtens Alpdrücken. Das hängt einmal mit der Conſtitution zuſammen. Daher geben auch die Aufgeklärten das Alpdrücken zu, weil ihnen dies das Zugeſtändniß ſelbſt abdrückt; aber ehe denn wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als eine Ahnung durch einen aufgeklärten Kopf, wenn ſchon das Hohle darin viel größer iſt. Sollte auch die ganze Stadt Träume und Ahnungen haben, ſo wird ja eben damit bewieſen, daß dieſelben ein Vorurtheil der Menge ſind.

Man darf inzwiſchen nicht glauben, daß der Glaube hiebei im Ganzen zu kurz komme. Wenn nicht bei den Aufgeklärten eine ſo große Erſparniß an Glauben gemacht würde; woher ſollte der große Glaubensſegen an andern Orten kommen? Wir ſehen hier nur die gewöhnliche ſchöne Einrichtung der Weltordnung, das Pfund von einer Stelle, wo es doch nicht wuchern

würde, ganz wegzunehmen und es eine andere zu verlegen, wo es um so beſſer wuchert. Man ſollte daher die Verſammlungen der Aufgeklärten nicht verbieten, weil das eigentlich nur Veranſtaltungen ſind, gewiſſe Orte und Perſonen ganz des Glaubens zu entledigen, um ihn an andern Orten mit größerm Nutzen zu verwenden, z. B. zu Erlangung guter Aemter und Stellen. Daß der Glaube hiebei aus den eigentlichen Glaubensgebieten durch die, welche ihn möglichſt zu pflegen haben, ſo viel wie möglich fortgeſchafft wird, iſt nicht anders zu faſſen, als wir ja auch den Wein aus den eigentlichen Weingegenden durch die, welche ihn daſelbſt zu bauen haben, ausführen und Anderes dafür einführen ſehen, was eigentlich anderwärts ſeinen Boden hat. Am beſten trinkt man doch den Wein da, wo es zu kalt iſt, als daß er von ſelbſt wachſen könnte, und genießt man das Eis da, wo es zu warm iſt, als daß es von ſelbſt frieren könnte. In der That ſieht man offenbar dies Princip befolgt, indem man den Glauben in großen Maſſen aus dem Gebiete der Religion in das Gebiet der Naturwiſſenſchaften übergeführt ſieht, wo er die mächtigſte treibende, wärmende und belebende Kraft äußert, und dafür aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften in das Gebiet der Religion das verſtändige nüchterne Wiſſen, was daſelbſt die ſchönſte abkühlende Wirkung äußert.

Zunächſt ſind es die Phyſiker, welche das Wiſſen in den Naturwiſſenſchaften anbauen. Von dieſen neb-

men es dann die Lichtfreunde in Empfang, um es dem Volke für seinen alten Glauben zu verkaufen. Und, Dank ihren Bemühungen, es wird jetzt wenig gemeine Leute geben, welche der Bibel nicht ihre groben Irrthümer im Betreff der Schöpfungsgeschichte und des Sonnenlaufs nachzuweisen vermöchten, und nicht ihre kindische Ehrfurcht vor einem Buche ganz abgelegt hätten, das statt den Menschen zurechtweisen zu können, auf allen Seiten Zurechtweisung vom Menschen annehmen muß.

Von der andern Seite sind die Aerzte bestimmt, den in der Religion zu viel gewordenen Glauben in die Naturwissenschaften einzuführen und darin zu pflegen. Ein großer Theil des Glaubens, der früher im Gebiete der Religion zu finden war, ist jetzt offenbar auf das Gebiet der Homöopathie gewandert, wo jede Portion Glauben mit einer entsprechenden Portion Vernunft willig bezahlt wird. Hier verrichtet nun der Glaube ohne alle Materie die Wunderkuren, die man von jeher für seine Sache gehalten. Es versteht sich von selbst, daß dafür die Religion mit ihren Wundern bezahlen muß. Die Vernunft besteigt die Kanzel, schüttelt die Bibel mit Kraft, daß alle Wunder wie Staub und Motten herausfliegen und hält nun zum Bibeltext die pharmaceutischen Vorlesungen, die der Homöopath nicht mehr braucht, indem sie den Leuten beweist, daß Christus Wasser in Wein verwandelt habe, sei nur so zu erklären, daß zugleich eben so viel Wein

in Waſſer verwandelt worden, oder, was auf daſſelbe herauskomme, eins mit dem andern ausgetauſcht worden ſei. Als Beweis dieſes Waſſers, in das ſich Chriſti Wein verwandelt hat, dient eben die Predigt, womit begoſſen die Leute nach Hauſe gehen.

Ich würde indeß den andern Aerzten Unrecht thun, wenn ich die Homöopathen für die alleinigen Beförderer des Glaubens in den Naturwiſſenſchaften erklären wollte. Wenn, wie Manche meinen, die ganze Frömmigkeit wirklich am Glauben hängt, ſo kann ein Frommer in der That nichts Beſſeres thun, als ein Syſtem der Medicin andächtig durchleſen, oder ſtatt eines Liedes ein Recept abſingen; man glaubt nicht, wie viel hierin von Glauben ſteckt; oder, um ſeinen Glauben auch werkthätig zu beweiſen, ſich ins Bett legen und Medicin nehmen; die Apothekerbüchſen ſind wahre Einmachebüchſen des Glaubens und noch dazu eines ſolchen, der wohl ſchon mehr zur Seligkeit gefördert hat, als jeder andere Glaube.

Zur nähern Einleitung meines Gegenſtands habe ich die Verdienſte einiger neuern Aerzte um die Förderung des Glaubens noch beſonders zu erwähnen.

Die Vernunft hatte im vorigen Jahrhundert den Glauben ganz zum Kopfe herausgejagt; da nun der Glaube blind iſt, aber mittelſt des Magnetismus eben ſo ſehen kann, wie die Vernunft mittelſt des Lichts, zog derſelbe einem großen Magnete nach, den der Arzt Mesmer gerade an den Bauch gelegt hatte, und

quartierte ſich dort in den Magen ein, der hierüber alsbald Eſſen und Trinken vergaß und blos noch weiſſagen wollte. So lange nun der Menſch ſatt war, erfreute er ſich daran, und fing ſchon an zu hoffen, daß er ſich künftig Schulen, Univerſitäten, Sternwarten und ſeinen Kopf ſelbſt, durch den Magen und Magnetismus ganz erſparen könnte; aber da er hungrig ward, und eſſen wollte, fragte ihn der liebe Gott, ob er den Magen lieber zum Eſſen oder zum Weiſſagen haben wollte; beides zuſammen ginge nicht; worauf er erwiderte: zum Eſſen. Da mußte der Glaube wieder ausziehen. Aber wohin? Im Kopfe hatte ſich inzwiſchen die Vernunft breit gemacht und ließ ihn nicht mehr zurück. Nun erbarmte ſich ein anderer Arzt, Gall, deſſelben und legte auf dem Kopfe einen Pflanzgarten mit gut abgetheilten Beeten für ihn an, wo die Glaubenswirthſchaft auch ganz gut gedieh, ſo lange der Boden durch die Reſte des alten Puders noch fruchtbar war. Nur ward es dem Glauben ſo unmittelbar über dem Sitze der feindlichen Vernunft nie recht geheuer, und als die Puderreſte verzehrt waren, kümmerte die Wirthſchaft wieder und er mußte abermals weiter ziehen. Im Menſchlichen war jetzt nichts mehr für ihn zu ſuchen; alſo blieb ihm nichts mehr übrig, als das Außer-, Ueber-, Unter- oder Unmenſchliche zu ſuchen, womit aber nur eine neue um ſo glänzendere Epoche für ihn begann. Da die Weltgeſchichte zur Einleitung ihres großen Vorhabens die Eigenſchaften eines Dichters, Arztes und

Schwaben in Verbindung bedurfte, ließ sie zunächst Schillern Medicin studiren, der alsbald den Geisterseher, nachmals aber die Götter Griechenlands schrieb, ein prophetisches Gedicht, worin sich das Zeitbedürfniß nach einer neuen allgemeinen Begeistung der Natur nur erst noch in Form der Sehnsucht nach Wiederkehr der antiken heidnischen Naturbegeistung ausspricht. Ein zweiter Dichter, Arzt und Schwabe war dann bestimmt, dieser Sehnsucht im höhern modernen und christlichen Sinne die Erfüllung zu geben. Alsbald ward durch seine Glaubenskraft die ganze Natur aufs Neue mit individuellen Geistern bevölkert und der Rückblick auf jenes Gedicht konnte nun dienen, den großen Fortschritt der Zeiten bemerklich zu machen. Während sonst die Götter barfuß oder mit Sandalen und leichtem Flügelschritte, wie es einem kindischen oberflächlichen Zeitalter ziemte, von oben herab zu Tänzen der Hirten und schönen jungen Frauen stiegen, stiegen sie in der jetzt technisch fortgeschrittenen, tiefsinniger gewordenen und die Lust der Welt in ihrer wahrer Nichtigkeit erkennenden Zeit mit Stiefeln von gutem und gut gegerbten Leder aus Kellern und Grüften herauf zu hysterischen kranken Weibern, um sie noch etwas mehr zu plagen und warfen statt mit Licht- und Liebegeschossen mit Sand und Stückchen Kalk von der Wand um sich, da die gute Polizei das Schießen in den Häusern inzwischen verboten hatte; und die Geister vor dieser höhern Behörde inzwischen den ziemenden Respect

erlangt hatten, den ſonſt umgekehrt die Menſchen vor der höhern Behörde der Götter trugen. Statt ſteifer Steinſtatuen auf feſten Sockeln dienten jetzt flackernde Hemden an der Leine zur Nachtzeit den Gemüthern als Gegenſtände gläubiger Ehrfurcht; ein Beweis des ſo viel lebendigern Charakters des neuen Glaubens. Bei zunehmendem Wachsthume des Glaubens ragte zuletzt die Geiſterwelt mit ihrer weißen Hand ſo weit in die irdiſche Welt und die geiſterſpürende Welt mit ihrer langen Naſe ſo weit in die Geiſterwelt, daß überall eine an die andere ſtieß. Leider aber hatte dieſes ſeine nachtheiligen Folgen. Allerhand läſtige Berührungen erfolgten zwiſchen beiden; und da, was ſich zu leicht findet, ſich nicht mehr ſucht, trat allmälig eine Erkaltung des ganzen Glaubenslebens ein, die noch jetzt nicht gehoben iſt.

Indem ich nun darauf reflectire, daß ich ſelbſt auch einmal Medicin ſtudirt habe, kommt mir der Gedanke, daß ich wohl berufen ſein konnte, den Stillſtand oder Rückſchritt, der ſo in der großen Glaubensepoche eingetreten iſt, wieder in einen Fortſchritt zu verwandeln. Einige Inſpirationen, die ich eben empfange, beſtärken mich darin; ich werde ſie mittheilen und demgemäß beweiſen:

1) daß die Hexen füglich ſehr wohl auf Beſen durch die Eſſe nach dem Blocksberg reiten konnten und noch können;

2) daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, ſondern die natürlichſte Sache von der Welt iſt.

Das Erſte anlangend, ſo iſt zu hoffen, daß, wenn man nur erſt dies wieder glauben wird, man dann um ſo leichter alles Andere glauben wird; und ich würde vorſchlagen, nachher den Glauben, ſtatt mit Kelch oder Kreuz, was er lange genug müſſig in den Händen gehalten, fortan mit dem Beſen vorzuſtellen, entweder wie er das Wiſſen damit fleißig ausfegt, oder im Sinne derer, welche den Glauben wie alle andern Dinge dem Princip des freien Fortſchritts unterthan wünſchen, wie er ſelbſt auf dem Beſen durch die Eſſe nach dem Himmelblauen reitet, und hinten darauf alle die mitnimmt, welche im Glauben, daß es ſo zum Beſten gehe, zuſammenhalten.

Der Beweis für das Beſenreiten iſt freilich jetzt faſt eben ſo ſchwierig geworden, als früher den Hexen der Gegenbeweis, was mit verſchiedenen Umſtänden zuſammenhängt, denen es werth iſt, einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, bevor wir auf die Sache ſelbſt eingehen.

Zuvörderſt haben offenbar die Principien der neuern Philoſophie einerſeits und die Luftballons andererſeits dem Credit der Beſen ſehr geſchadet; denn da man geſehen hat, daß man mit großen, hohlen, leeren Blaſen in kurzer Zeit die größten Höhen erreichen kann, ſo hat man den ſolidern Beſen dies Vermögen nicht mehr zugetraut, ohne zu bedenken, daß es verſchiedene Mittel in der Natur gibt, eine Sache in die Höhe zu treiben, wovon die Leere und Leichtigkeit nur eins ſind. Sollte man auch wirklich mit den Beſen nicht ganz ſo hoch kommen,

als mit den Luftballons aus Taffet oder Philoſophie, ſo beabſichtigt man ja damit auch nur, bis auf die Spitze des Blocksbergs zu kommen, der noch auf der Erde ſteht und eine gute Ausſicht darüber geſtattet, nicht bis in die höhern Luftſchlöſſer, wo man von der Erde ſo viel wie nichts und von Sonne, Mond und Sterne auch nicht mehr als jetzt ſieht.

Ein zweiter Umſtand liegt darin, daß man es früher für ganz natürlich hielt, wenn die Hausfrauen das Inſtrument der Reinlichkeit und Ordnung als Steckenpferd ſelbſt ritten, ſo daß der Hexenritt nur als eine verkehrte Richtung einer ſich von ſelbſt verſtehenden Sache erſchien; während man jetzt ſich der ganzen Sache ſchämt, und ſie den Dienſtboten zuſchiebt, die ſie wieder andern Dienſtboten zuſchieben, ſo daß zuletzt der ganze Vorgang in ein zweideutiges Licht gekommen iſt. Um den Beſen nicht mehr brauchen zu müſſen, behauptet man nun lieber, er ſei nicht mehr zu brauchen.

Drittens iſt ein Einfluß abhanden gekommen, der den Menſchen ehemals ſchon von Kindesbeinen an Ehrfurcht vor dem Beſen einpflanzte. Sonſt nämlich wurde ein Zweig von jedem Beſen hinter den Spiegel geſteckt, um, während das Uebrige an der Cultur der Stube arbeitete, an der moraliſchen Cultur des Menſchen zu arbeiten, daher auch die vom Beſen und ſeinem Gebrauche abgezweigten Ausdrücke: Beſſern, Bekehren. Jetzt ſucht man die Cultur des Menſchen weniger mehr hinter, als vor dem Spiegel; verweiſt ihn

auf den Spiegel des Gewiſſens, und reibt die Kinder ſanft mit der Baumwolle der Liebe ab, wo ſie dann allerdings auch gut werden, wenn ſie nämlich ſo gut ſein wollen. So iſt der Beſen nach und nach um alles Anſehen gekommen, und man will an keine Leiſtungen deſſelben mehr glauben.

Jedoch kommen wir zur Sache. Hiebei habe ich von einem Grundfactum auszugehen, von dem ich erſt das Hiſtoriſche mittheilen muß, und um ſo lieber etwas dabei verweile, als ſich außer dem theoretiſchen Intereſſe auch ein großes praktiſches Intereſſe daran knüpft.

Im Jahre 1830 machte der Schornſteinfeger Green zu London, ein Verwandter des bekannten Luftſchiffers, die Entdeckung, daß man ſich bei einer Feuersbrunſt durch Herabreiten auf einem Beſen an der freien Wand eines Hauſes auf die nachher anzuzeigende Weiſe retten könne. Er nahm ein Patent auf dieſe Erfindung, wonach jeder, der zur Rettung ſeines Lebens davon Gebrauch machte, zur Zahlung einer gewiſſen Summe an ihn verpflichtet war, ſo viel ich mich erinnere 10 Pfund, welche jedoch für Arme ermäßigt ward. Die erſte Nachricht von dieſer Entdeckung ward in den Times gegeben und ſpäter in dem Repertory of arts der Gegenſtand durch Abbildungen erläutert. Die Sache machte Anfangs einiges Aufſehen, indeß widerſprachen Phyſiker ſogleich heftig, und die Julirevolution lenkte die Aufmerkſamkeit bald ab. Die Hauptſache aber, welche der Aufnahme der neuen Erfindung im Wege ſtand,

war unstreitig der Umstand, daß Green bei einem öffentlichen Versuche, den er zur Bewährung seiner Erfindung anstellte, wirklich den Hals brach. Dies lag nun zwar jedenfalls an einer Zufälligkeit; aber seiner Erfindung war doch hiemit in den Augen der Menge zugleich der Hals gebrochen.

Inzwischen veranlaßte nicht sowohl der praktische, als ein wissenschaftlicher Gesichtspunkt neuerdings die Wiederaufnahme der Versuche. Ein deutscher Philosoph nämlich kam in Paris zufällig mit dem berühmten Physiker Arago in einen Streit über diesen Gegenstand, indem er die Möglichkeit der Sache gegen ihn nach denselben Gründen behauptete, die ich nachher anführen werde, während Arago diese vom Standpunkte des Physikers aus bestritt. Obwohl nun der Philosoph dem Physiker die Richtigkeit seiner Ansicht durch unwiderlegbare Schlüsse darthat, fand er doch nur taube Ohren bei ihm. Ihr übrigen Deutschen, sagte Arago, pflegt von den Thatsachen nur insofern etwas zu halten, als sie sich in Philosophie übersetzen lassen, aber bei uns Franzosen ist es umgekehrt; wir halten von der Philosophie nur insofern etwas, als sie sich in Thatsachen übersetzen läßt. Beweisen Sie mir, statt mit philosophischen Gründen, denen ich nicht zu folgen vermag, durch ein Experiment, dem ich zu folgen vermag, daß sich auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses herabreiten läßt, und ich will der Erste sein, der sich zu Ihren Ansichten bekennt; bis dahin erlauben Sie mir, zu glauben, daß

Ihre Ansichten mit den Principien einer gesunden Naturforschung unverträglich sind.

Unstreitig klingt es recht gut, was hier der Franzose sagte; aber man weiß ja, Franzosen wissen immer gut zu reden, und der Erfolg wird zeigen, daß der Philosoph gegen alle diese wohlgesetzten Antitheſen doch Recht behielt.

Zuerst zwar suchte er seinerseits dem Physiker die empirische Bewährung zuzuschieben, indem er bemerkte, diese könne nur im Interesse des Physikers, aber nicht des Philosophen sein, für welchen Experimente, denen der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit abginge, überhaupt nichts beweisen; als inzwischen Arago die Anmuthung höflich mit der Gegenbemerkung ablehnte, daß die Anstellung des Experiments nach dem, was er vom Schicksale Greens wisse, doch wohl noch mehr im Interesse des Philosophen, der sich um das Empirische nicht kümmere, als des Physikers, der sich darum kümmere, sein möchte, entschloß sich der Philosoph, um dem Franzosen eine Beschämung und der deutschen Philosophie einen Triumph zu bereiten, einmal von allen Regeln derselben eine Ausnahme zu machen und den ideellen Worten eine grobe empirische Unterlage zu geben.

Er stellte nun erst Versuche im Kleinen an, überzeugte sich dabei, daß, was er zwar schon vorher wußte, bei gehöriger Ausführung des Versuchs an Halsbrechen nicht zu denken, vielmehr derselbe ganz einfach zu

bewerkſtelligen ſei, und daß die größere Schwierigkeit weniger in Bewahrung der rechten Sicherheit als des rechten Anſtandes beim Herabfahren liege, worauf bei einer Production vor Franzoſen freilich beſondere Rückſicht zu nehmen. Als er endlich auch in dieſer Beziehung ſich die erforderliche Vollkommenheit erworben zu haben glaubte, lud er die Akademie der Wiſſenſchaften zu einem größern Verſuche ein, bei dem er wirklich an der Außenſeite der Sternwarte die ganze Länge derſelben mit Bewahrung der vollen philoſophiſchen Würde und Haltung auf einem Beſen glücklich herabfuhr. Nach genauer Bobachtung mit einer Terzienuhr fand ſich, daß die Fallzeit, die bei freiem Fall im luftleeren Raume aus der Höhe der Sternwarte $3^3/_{10}$ Secunden hätte betragen ſollen, durch die von ſtarkem Druck unterſtützte Reibung des Beſens an der Wand auf $10^9/_{10}$ Secunden vermehrt worden, mithin eine außerordentliche Verzögerung der Bewegung hervorgebracht war, was der zu bewährende und wiſſenſchaftlich wichtige Punkt war. Laute Beifallsbezeigungen empfingen den Philoſophen unten und ſelbſt Arago beglückwünſchte ihn, ſuchte indeß nachmals die Sache doch rein phyſikaliſch durch eine beſondere Polariſation und Interferenz der Zweige des Beſens zu erklären, eine Erklärung, die bei näherer Betrachtung nichts weniger als Stich hält und blos den Starrſinn des Phyſikers bezeugt, der eher Alles, als die Behauptung eines Philoſophen zugibt. Mehrere Discuſſionen über dieſen Gegenſtand finden ſich in den Ann-

de Chim. et de Phys. LIII. p. 18 suiv. Der Beſen iſt noch jetzt in den Archiven der Akademie niedergelegt.

Indeſſen faßten die Pariſer ſchnell die praktiſche Seite der Sache auf, und es wurden alsbald in den Champs elisées Rutſchwände errichtet, an denen man auf ſchön mit Blumen und Bändern gezierten Beſen täglich Hunderte von Menſchen herabreiten und die Geſchicktern unterwegs noch allerlei Luftſprünge ausführen ſehen kann, zum Verdruſſe aller Phyſiker, die ſich immer noch nicht in die Thatſache finden können und das Geſicht im Vorbeigehen abzuwenden pflegen. Doch hat bei dem ſchnellen Wechſel der Moden in Paris der erſte Eifer in dieſem Amüſement allerdings ſchon etwas nachgelaſſen. Auf eine nützlichere Anwendung, welche die Deutſchen davon gemacht haben, werde ich gleich nachher zu ſprechen kommen.

Dies das Hiſtoriſche. Nun zur Beſchreibung des Verfahrens ſelbſt:

Wenn in einem Hauſe die Treppe brennt und keine Möglichkeit iſt, etwa durch Einſchlagen der Wände in Nachbarhäuſer zu entkommen, was immer das Sicherſte bleibt, ſo öffne man das Fenſter, ſtemme einen Beſen mit ſeiner breiten Seite gegen die Wand, faſſe ihn mit den Händen am Stiel, ſetze ſich rittlings darauf, und fahre dann an der Wand damit herab, indem man ihn fortwährend ſo hart als möglich gegen die Wand drückt. Die ſtarke Reibung des Beſens an der Wand verhütet jedes unſanfte Niederfallen.

Hiezu ſind einige Bemerkungen dienlich.

1) Da Alles auf der ſtarken Reibung beruht, ſo iſt für Solche, die eine möglichſt langſame Fahrt wünſchen, gut, den Beſen vorher mit Kreide einzupudern. Angeſtellte Verſuche haben gelehrt, daß die Reibung des Beſens an einer Kalkwand dadurch im günſtigſten Falle um $^1/_7$ vermehrt werden kann, was nach der bekannten Formel $q = gk - f$ eine Verzögerung der Bewegung um $^3/_8$ hervorbringt. Zwar iſt dieſe Formel praktiſch nicht brauchbar; indeſſen wird dies auch von praktiſchen Formeln nicht leicht verlangt; ſie bleiben deshalb doch ſchöne Zierrathen der Praxis.

2) Da einige Kenntniß und Uebung zu allen Dingen nütze iſt, und namentlich das erſte Aufſteigen auf den Beſen und die rechte Balance nicht immer beim Erſtenmale gut getroffen werden, ſo iſt räthlich, ſich auf den Ritt etwas einzuüben und einige Anleitung zu haben. In dieſem Bezuge dürfte die Anzeige willkommen ſein, daß auch in der hieſigen Turnanſtalt neuerdings geeignete Veranſtaltungen dazu getroffen ſind, wo man täglich Morgens von 11 bis 12 Uhr die erforderlichen Uebungen theils ſelbſt anſtellen, theils anſtellen ſehen kann. Man wird ſich hiebei überzeugen, daß, nachdem man die Sache erſt einigemale probirt, der Ritt von den größten Höhen gefahrlos zu bewerkſtelligen ſei. Nur iſt hier die Form der Pariſer Rutſchwand mit der Form eines langen, mit dem Rücken vertical geſtellten, Rutſchpferdes ver-

tauscht worden, welches als Compagnon für den nebenbei befindlichen horizontalen Voltigirefel dient. Neben der Anstalt wohnt der Böttchermeister Bestelmann, wo man Besen zur Auswahl, das Stück zu 10 Ngr., vorfindet.

Die Einführung des Besenrittes in dieser Anstalt ist übrigens keineswegs blos wegen der Einübung auf die Lebensrettung in vorkommenden Fällen, sondern noch mehr wegen der großen gymnastischen Wichtigkeit, die er an sich hat, geschehen. Bekanntlich nämlich ist das Princip der Turnkunst dieses, jeden einzelnen Muskel des Körpers durch eine geeignete Uebung zur höchstmöglichen Entwickelung zu bringen, hiemit auch einen allgemein vortheilhaften Einfluß auf den ganzen Körper und insbesondere das Gehirn zu äußern, und hiemit endlich jeden Turnenden zum vollkommensten Menschen so leiblicher als geistiger Seits zu machen. Nun aber hatte man bisher für einen kleinen Schließmuskel zwischen den Beinen, welcher den Namen bestioclastercoideus führt, durchaus keine geeignete Uebung entdecken können, er blieb also, je mehr die übrigen Muskeln geübt wurden, um so mehr zurück, verkümmerte, ging wohl gar ganz ein, was die Gestalt und den Anstand der Turner immer ein wenig aus dem Geschicke brachte, und machte, daß sie als Tänzer weniger beliebt waren; ja es traf sich, weil in diesen kleinen Muskel gerade der Schwerpunkt des Körpers fällt, daß Mancher mit demselben seinen Schwerpunkt ganz verlor. In Zusammenhange mit dieser Mangelhaftigkeit stand, daß der Einfluß auf das

Gehirn, auf den man doch so großes Gewicht lezte, stets noch etwas zu wünschen übrig ließ, und nicht selten Fälle vorkamen, daß derselbe, der die geschicktesten Sprünge über den Voltigirefel zu machen wußte, zugleich die eselhaftesten Sprünge in der Logik machte, was immer bewies, daß die Turnkunst ihre idealen Zwecke noch nicht ganz zu erreichen vermochte. Nun aber hat sich merkwürdigerweise eben in dem Besenritt die noch fehlende Uebung jenes kleinen Muskels in vortheilhaftester Weise gefunden, und die hiesigen Turner sind seitdem auch auf Bällen und wegen ihrer zierlichen Haltung vorzugsweise geschäzt; und zugleich hat sich in der Erschütterung, welche der ganze Körper und mithin auch das Gehirn durch die Reibung des Besens an der rauhen Wand erfährt und die beim Anlangen unten mit einem kleinen Choc abschließt, ein so heilsamer Einfluß auf die geistigen Vermögen ergeben, daß man der Klage, die Jugend werde in Schulen zu viel angestrengt, fortan die einfachste Abhülfe versprechen darf. In der That hat sich durch genaue vergleichende Versuche herausgestellt, daß ein einmaliges Herabfahren auf einem Besen ohne Kreide einer ganzen Lehrstunde mit Kreide, auf einem Besen mit Kreide aber einer Lehrstunde ohne Kreide gleich zu achten. In Folge dessen findet sich denn auch in der neuesten Schrift über die Turnkunst, welche den Titel führt: „Die Turnkunst als Mittel vollkommene Menschen zu erziehen," die Hoffnung ausgesprochen; die Zeit dürfte nicht mehr fern

ſein, wo die ganze ſowohl leibliche als geiſtige Bildung des Menſchen ſich auf das Turnpferd und den Turnesel gründen werde, wie es denn ſchon jetzt etwas ſehr Erfreuliches ſei, eine ganze Schulklaſſe auf einmal, mit dem Lehrer an der Spitze, in Form einer Cascade das Rutſchpferd hinabgleiten und unten jedesmal mit einem Zuwachs von Bildung anlangen zu ſehen.

3) Von ſelbſt dürfte es dem moraliſchen Gefühle eines Jeden widerſprechen, den Beſen, der ihn wirklich einmal aus Feuersgefahr gerettet, ferner zu niederem Dienſte zu mißbrauchen. Schicklich wäre es wohl, für lebensrettende Beſen einen eigenen Verdienſtorden zu ſtiften und der Unterſchied von den Verdienſtorden für Menſchen würde dann einfach darin beſtehen, daß das Ordensband am Menſchen, dagegen der Beſen am Ordensbande aufgehangen würde. Daß Fälle vorkommen könnten, wo es zweckmäßig wäre, dies umzukehren, ſoll hiemit nicht in Abrede geſtellt werden.

Da nun nach dem Vorigen ein Thatbeſtand vorliegt, der von Jedem in Augenſchein genommen werden kann, ſo würde der theoretiſche Beweis der Möglichkeit überflüſſig ſein, wenn nicht auf demſelben die Verwandlung des Beſenrittes nach Unten in den nach Oben fußte. Auch würde ein wahrhaft aufgeklärter Kopf, ſelbſt wenn er mit leiblichen Augen die ganze Turngeſellſchaft auf Beſen herabreiten ſähe, keinen Anſtand nehmen, dies eben ſo, wie alles andere Wunderliche, was ſie vornimmt, für eine Phantasmagorie, eine Täuſchung des groben

Sinnes, zu erklären, sofern seine Vernunft den Ritt nicht mit zu machen vermöchte. Für solche Vernünftige ist Beweisen immer mehr als Weisen, und nur ein Beweiser, nicht ein Weiser, ist ihnen ein wahrer Weiser. Ich schreite also jetzt zum Beweise:

Daß Reibung die Bewegung verzögert, ist anerkannt; aber wie lange es oft dauert, fruchtbare Anwendungen von den bekanntesten Thatsachen zu machen, zeigt sich daran, daß man Jahrtausende lang auf den rauhen Straßen einhergerutscht ist, ungeachtet man doch schon längst Schlitten zu fahren wußte; erst ganz neuerdings hat man die Eisenbahnen erfunden, d. i. die Schlittenkufen auf die Erde gelegt. Aber nun ist man wieder dabei stehen geblieben, den Einfluß der Reibung auf horizontalen Flächen in Betracht zu ziehen; bei unserm Gegenstande aber kommt es blos darauf an, ihn auch an verticalen Flächen anzuerkennen, und ebenso Nutzen von der Vermehrung derselben, als dort von der Verminderung zu ziehen. Das ist Alles.

Noch Etwas zwar ist nöthig. Soll die Reibung wirksam erfolgen, so muß sie durch Druck unterstützt werden. Aber ganz ebenso gut, als ich einen Besen gegen eine horizontale Wand drücken kann, kann ich ihn ja auch gegen eine verticale Wand drücken. Man versuche es nur, man wird nicht den geringsten Unterschied finden.

Wir haben also Reibung und **Druck, Alles**, was wir brauchen, die Bewegung zu verzögern. Auch wird in so weit der Physiker ganz einig mit uns sein, nur

wird er die Bemerkung machen, daß der Druck sofort kraftlos werden müsse, wenn der Mensch den Stützpunkt verliere. Und diese Bemerkung ist auf seinem Standpunkt ganz richtig; aber durch unser Factum wird eben gegen den Physiker und für eine philosophische höhere Natur-Anschauung bewiesen, daß in der Welt da, wo organische Kräfte und Zwecke ins Spiel kommen, nicht mehr Alles nach todter physikalischer Gesetzmäßigkeit hergeht, sondern nach höhern Principien, deren Andeutung wir kurz versuchen.

Jedermann hat doch wohl etwas von der Lebenskraft, diesem Bosco oder Rappo, gehört, welche den Arm der Schwere entgegen hebt, das Blut im Körper bergan laufen macht, den Menschen bei lebendigem Leibe einbalsamirt, so daß er nicht fault; Alles gegen den Strich der physikalischen Gesetze. Diese Kraft wird nicht durch todte Massenverhältnisse, sondern allein durch den Zweck bestimmt, und es steht ihr vollkommen frei, jedes physikalische Gesetz zum Nutzen oder zur Erhaltung des Lebens abzuändern; wovon sie den ausgedehntesten Gebrauch in Heilung von Wunden und Krankheiten macht; wie sie denn z. B. oft Kugeln und Nadeln auf ganz verwickelten Wegen aus dem Leibe unschädlich nach Außen befördert, die nach blos physikalischen Gesetzen ganz träg liegen geblieben wären oder quer durch den Leib gestochen hätten. Daher mißt auch jeder bescheidene Arzt die Heilung der Krankheiten allein der Lebenskraft bei, und, wenn er sich dafür bezahlen läßt,

iſt es nur wegen der Stärkung und Leitung der Lebenskraft; denn obſchon die Lebenskraft viel weiß und kann, weiß und kann ein ſtudirter Arzt doch noch mehr. Alles, was dieſe Kraft thut, thut ſie gegen alle Rechnung, da ſie einen angebornen Abſcheu gegen alle Mathematik hat, und mit Recht, denn eben dadurch, daß ſie ſich dieſer Feſſel ganz entledigt, vermag ſie ſolche Wunderdinge zu verrichten und mit ihr alle, die dieſen Abſcheu mit ihr theilen. Nun ſieht man aber durchaus nicht ein, warum dieſe Kraft, die, um den Menſchen zu erhalten, das Blut die Wände der Adern heranlaufen läßt und die verwickeltſten Proceſſe durchführt, nicht im Stande ſein ſollte, ihn mit dem Arme ganz einfach einen ſolchen Druck gegen die Wand machen zu laſſen, um ihn auf einem Beſen etwas langſamer, als es ohnedem ſein würde, daran herabgleiten zu laſſen; hier, wo es die Lebensrettung, den wichtigſten Zweck gilt. Ja, wie die Lebenskraft in gefährlichen Fällen ganz beſondere Anſtrengungen inſtinctartig macht, ſo darf man vorausſetzen, daß unter dieſen Umſtänden auch der Arm inſtinctartig von ſelbſt mittelſt des Beſens einen beſonders ſtarken Druck gegen die Wand ausüben werde. Es iſt, nachdem man einmal ſich bis zur Idee einer nach Zwecken wirkenden Lebenskraft erhoben hat, nicht der allergeringſte Grund daran zu zweifeln. Wollte der Arm hiebei ſo verfahren, wie es ſich nach der phyſikaliſchen Geſetzmäßigkeit berechnen läßt, ſo würde er in dieſem Augenblicke verdorren,

weil eben nur ein todter Arm auf berechenbare Weise verfährt. Nur dadurch unterscheidet sich ja der lebendig herabreitende Mensch von einem Leichnam, den man auf den Besen setzt, daß letzterer nach physikalischen Gesetzen herabplumpt, ersterer aber den physikalischen Fall- und Druckgesetzen noch ein Schnippchen schlagen kann, und nur in so weit er es thut, beweist er sein Leben.

Wie schön, daß diese Argumentation nun auch durch das Factum vollkommen bestätigt wird. Man kann in der That behaupten, daß der Schornsteinfeger Green durch seine Entdeckung mehr zur Entscheidung der wichtigsten Streitfrage der Physiologie im Sinne der höhern Naturauffassung geleistet hat, als alle Physiologen und Philosophen zusammengenommen durch ihr Geschwätz, ich nehme Den aus, der Greens Entdeckung bestätigte. Man kann jetzt sagen: so wahr der Mensch sein Leben durch Herabreiten auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses retten kann, so wahr gibt es eine, nach Zwecken die physikalische Gesetzmäßigkeit abändernde, Lebenskraft.

Dieser Beweis wird für Naturphilosophen und Aerzte völlig genügend sein; wenigstens würden sie ihre eigne Stärke verkennen, wenn sie ihn nicht dafür halten wollten. Man kann ihn übrigens noch durch den Hinweis verstärken, wie in diesem Falle die Lebenskraft durch den Willen regiert wird, der als Princip der Freiheit von den todten Massen so wenig Gesetze

annimmt, als der Kutscher von seiner Kutsche, zu der ihm die Lebenskraft selbst nur als Pferd dient.

Noch viel leichter zu erweisen wird aber die Sache für Geistesphilosophen, wenn man sich nur an die rechte Schmiede wendet. In Hegels System finde ich fast auf jeder Seite Beweise für den Besenritt, welche zugleich als Bild dieses Rittes dienen können, indem sie gleich kühn, aber auch gleich gut zum Ziele führend sind. Ich schlage z. B. Band VII. der Werke auf, da finde ich (S. 69): „Die Schwere ist, so zu sagen, das Bekenntniß der Nichtigkeit des Außersichseins der Materie in ihrem Fürsichsein, ihrer Unselbstständigkeit, ihres Widerspruchs." Hier sieht man nun, daß die Schwere selbst schon hinreicht, den Besen gegen die Wand zu drücken, um dadurch das Außersichsein der Materie des Besens und der Materie der Wand möglichst zu negiren. Man kann so den Herabritt an der Wand als die Ablegung des philosophischen Bekenntnisses eines Besens aus der Hegelschen Schule betrachten. Sollte aber jener Hegelsche Satz bei dieser Auslegung mißverstanden worden sei, so würde dies nur ein Beweis sein, daß ich selbst der beste Schüler Hegels bin, da bekanntlich Hegel gesagt, von allen seinen Schülern habe ihn nur Einer verstanden und dieser habe ihn mißverstanden.

Nachdem nun erwiesen ist, daß ein Mensch vermöge seiner Lebenskraft oder der philosophischen Kraft der Schwere gegen alle physikalische Gesetzmäßigkeit

auf einem Beſen an einer Wand herabreiten kann, iſt es eben ſo leicht zu erweiſen, daß er gegen alle phyſikaliſche Geſetzmäßigkeit eine Wand damit bergon reiten kann. Hiezu iſt blos nöthig, daß die Lebenskraft und der Wille, ſtatt auf das Heil der Menſchheit oder das Gute, eine verkehrte Richtung, nämlich auf das Böſe nehmen, ſo wird ſich auch ihr Erfolg polar umkehren, und der Menſch ſtatt abwärts, aufwärts, ſtatt nach dem Centrum der Einigung mit allem Menſchlichen in die egoiſtiſche Leere und Vereinſamung hinausgeſtoßen werden. So iſt alſo ohne alles Weitere vollkommen erklärlich, wie durch einen Bund mit dem Böſen die Eigenſchaft entſteht, auf einem Beſen durch die Eſſe fahren zu können. Auch werden Sprachforſcher die Verwandtſchaft des Böſen mit dem Beſen leicht erkennen, und da vorhin eben ſo deſſen Verwandtſchaft mit Beſſern und Bekehren aufgezeigt war, wird auch hiedurch die entgegengeſetzte Richtung, die der Beſen annehmen kann, genügend documentirt.

Man ſieht alſo, daß der Hexenritt erwieſen iſt:

1) durch hiſtoriſche Gründe, 2) durch experimentale Gründe, 3) durch teleologiſche Gründe, 4) durch phyſikaliſche Gründe, 5) durch phyſiologiſche Gründe, 6) durch philoſophiſche Gründe, 7) durch philologiſche Gründe.

Combinirt man alle dieſe Gründe, ſo iſt der Hexenritt ſiebenmal fertig, oder gibt eine Regenbogenbrücke, auf der jede böſe Sieben gefahrlos durch die Luft reiten kann.

Mögen sich also die Hexen freuen, alte und junge; haben sie sich den Winter über erst satt unten auf der Erde getanzt, hindert sie nun nichts mehr, noch einen lustigen Beschluß zur ersten Mainacht auf dem Blocksberg zu machen, wenn sich nur jede überwinden kann, wenigstens an diesem Tage einmal den Besen zur Hand zu nehmen, und, was ihr vielleicht minder schwer erscheinen wird, den Mann so weit zu bringen, daß er sagt: ich möchte oben hinausfahren; dann wird sie, die Frau, wirklich oben hinausfahren.

Ich gehe jetzt zum zweiten Theile meiner Aufgabe über, zum Beweise, daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, sondern die natürlichste Sache von der Welt ist.

Die ganze Welt ist bekanntlich nur ein Gedankenspiel, wobei sich blos fragt wessen? Nach den Einen ein Gedankenspiel Gottes; das Geschehen der Dinge sein Denken, seine Gedanken wirkliche Begebenheiten, unsere Gedanken nur im Scheine Das, was seine im Sein sind; nach den Andern ein Gedankenspiel des Menschen, wobei umgekehrt Gottes Gedanken, die wirklichen Dinge, nur im Scheine Das sind, was unsere im Sein sind. Man kann zwischen beiden Ansichten wählen, nach deren erster Gott groß und der Mensch klein, nach der zweiten Gott klein und der Mensch groß ist. Natürlich, daß Viele das Letzte vorziehen. Aber für uns kommt nichts darauf an, welche Ansicht man wählen will; immer bleiben nach beiden die Grundgesetze des Seins und Denkens wesentlich dieselben.

Fragen wir uns nun, wie gehen Gedanken aus einander hervor? Auf eine doppelte Weise. Einmal folgt aus gegebenen Vordersätzen mit Nothwendigkeit der Schlußsatz; so wenn ich die Vordersätze habe: alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folgt nothwendig daraus: also ist Cajus sterblich. Dem entspricht im Reiche des Seins der Umstand, daß, wenn die Vorbedingungen gegeben sind, die Folge mit gesetzlicher Nothwendigkeit eintritt. Lassen wir z. B. einen Stein in der Höhe los, so fällt er nothwendig nach der Erde, zufolge des factisch verwirklichten Schlusses: alle Steine, die man in der Höhe losläßt, fallen nach der Erde, dieser Stein wird in der Höhe losgelassen, also fällt er nach der Erde.

Aber es gibt noch eine andere Weise, wie Gedanken aneinander folgen: Wenn ich sage: „In's Land, in's Land" — wem fällt nicht gleich dazu ein: „wo die Citronen blühen!" Warum? Liegt hier ein Schluß vor? Nein. Man hat oft das Eine hinter dem Andern hergesagt oder gelesen, hört man nun das Eine, kommt das Andere von selbst. — Ich sah heute einen Mann von hinten und mir fiel gleich seine lange Nase vorn ein; warum? ich hatte früher die lange Nase mit dem Mann oft gesehen; nun ich den Mann wiedersah, fiel mir die Nase von selbst dazu ein. Wer kennt nicht die Association der Ideen! Nichts geht hier mehr nach Schluß, nach allgemein bindender Nothwendigkeit vor sich, und doch Alles auch nach einer Regel, welche die ist: was

oft mit oder nach einander im Geiste zusammen gewesen ist, zieht nachher eins das andere von selbst im Geiste mit oder nach sich. Soll aber eins recht sicher und bestimmt sich an das andere im Denken associiren (knüpfen), so muß es auch möglichst ausschließlich oder vorwiegend oft damit in Beziehung getreten sein, sonst greifen die andern Associationen störend ein. Wenn ich einen weißen Fleck sehe, kann ich dabei an einen Schwan, eine Lilie, an Schnee, ein Hemde denken; denn an alle dem habe ich oft die weiße Farbe erblickt; aber eben weil ich an so vielerlei dabei denken kann, denke ich nicht sicher an etwas Bestimmtes von alle diesem; sehe ich aber einen Schwanenkopf und Hals, so werde ich am leichtesten an den ganzen Schwan dabei denken, weil ich Schwanenkopf und Hals immer blos am ganzen Schwan gesehen habe. Auch Aehnliches ruft sich gern durch Associationen hervor; so denken wir leicht bei der Rose an das blühende Mädchen und umgekehrt.

Um nun hievon gleich eine praktische Anwendung auf das Reich des Geschehens zu machen: gesetzt, Jemand wünscht viel Geld zu erwerben, so kann er dies zuvörderst im Sinne der Schlußmethode durch Fleiß und Arbeit erwerben, wo der Erfolg bei sonst erforderlichen Vorbedingungen in jedem Falle nothwendig eintreten wird. Aber er kann auch in die Lotterie setzen. Hier hat man es nun gewöhnlich dem reinen Zufall überlassen, ob man gewinnen wird oder nicht; das ist aber gerade so, wie man es im gewöhnlichen Gedanken-

laufe dem Zufall überläßt, ob dieser oder jener Gedanke kommen wird oder nicht; da man es doch in seiner Gewalt hat, sich werthvoller Gedankenverbindungen durch Auswendiglernen zu versichern. In ähnlicher Weise kann man sich aber auch des Gewinnens versichern. Und dies fängt man so an:

Man nimmt längere Zeit hindurch, ein halbes Jahr oder ein Jahr lang, alles Geld und was man sonst einzunehmen hat, stets mit denselben drei Fingern der linken Hand ein; gibt aber nie etwas damit aus. So gewöhnt man diese Finger daran, zu gewinnen. Nachdem dies hinreichend geschehen ist, zieht man endlich das Loos mit denselben Fingern; dann kommt ein Gewinnloos in die Hand, man weiß nicht wie. Die drei Finger und das Gewinnen haben sich einmal an einander associirt.

Seit ich diese Methode befolge, bin ich nie ohne Gewinn in der Lotterie geblieben, und die Gewinnste wachsen von einer Lotterie zur andern; wofür die sichtbare Zunahme meines Wohlstandes bürgt. Natürlich, die Gewöhnung der Finger an das Gewinnen wächst immer mehr. Man hat zwar bei Spitzbuben schon sonst eine solche Gewöhnung der Finger an das Gewinnen bemerkt; man sieht aber, wie man hier das Handwerk auf die ehrlichste Weise von der Welt treiben kann; man muß nur eben das Geld mit den Fingern nicht aus der Tasche anderer Leute, sondern aus der Lotterie nehmen, die es selbst erst andern Leuten aus der Tasche

genommen hat. Ich bin nicht mißgünstig, und theile also das Mittel uneigennützig mit. Freilich, wenn künftig Alle die Finger blos üben sollten, Gewinne zu ziehen, und Niemand mehr damit arbeiten wollte, um sie recht rein für den Gewinn zu halten, würde die Frage entstehen, wo die Gewinne zuletzt überhaupt herkommen sollten. Inzwischen haben sich die Lotterieen, die sich eigentlich diese Frage schon vorher aufzuwerfen hatten, deshalb nie Scrupel gemacht. Im Kopfe gibt es übrigens ein ganz ähnliches Aber. Wenn alle Welt blos in Associationen oder Auswendiggelerntem denken wollte, und Niemand sich Mühe gäbe, etwas zu schließen, so würde es bald um alle Kenntnisse schlecht stehen, und es würde auch nichts Gescheites mehr zu associiren geben. Man sieht hier, wie schön unser Princip über die Identität des Denkens und Seins durchgreift.

Eine zweite Anwendung ist folgende: Jemand lasse sich einen neuen Ring machen; einen neuen, weil ein alter schon mit vielen fremdartigen Associationen behaftet sein möchte. Es ist sogar gut, wenn er diesen Ring aus einem seltnen Metalle verfertigen läßt, wozu ich eins der neuen Metalle, Vanadin, Lantan oder dergl. vorschlagen würde, was nur in kleinen Mengen auf dem Erdboden gefunden wird; wenn er ferner diesem Ringe eine ungewöhnliche Form geben läßt, damit nicht Associationen mit ähnlichen Ringen Einfluß gewinnen; zweckmäßig ferner, wenn er allerlei seltsame Worte

und Zeichen darauf eingräbt, die wo möglich an gar nichts erinnern. Wirklich hat man ähnliche Grundsätze praktisch von jeher bei Zauberringen angewandt, nur daß man fälschlich gemeint hat, es komme hiebei auf einen besondern Sinn der Formen und Zeichen an, während das Beste gerade das ist, so sinnlose Formen und Zeichen zu wählen, daß man voraussetzen darf, Niemand, der überhaupt Sinn habe, sei je darauf gefallen, um so den Ring zu einem für neue Associationen ganz frischen Wesen zu machen. Aus diesem Grunde ist es auch räthlich, den Verstand bei Anlage und Verfertigung des Zauberringes überhaupt so viel möglich außer Spiele zu lassen; je mehr er als ein Werk der abgeschmacktesten Phantasie erscheint, desto Wundervolleres, allen Verstand Uebersteigendes vermag er nachmals zu leisten; während ein mit Verstand gemachter Ring auch nicht leicht mehr leisten wird, als man von dem Ringe verständigerweise erwarten kann. Das Vorige ist aber nur die Vorbereitung; denn bis jetzt leistet der Ring noch nichts. Nun stecke man denselben an einen Finger, an den er so genau paßt, daß er sich nie von selbst dreht, und drehe ihn im Laufe eines Jahres jedesmal, wenn etwas Glückliches begegnet, rechts, wenn etwas Unglückliches begegnet, links; dann wird es später hinreichen, um irgend eine Unternehmung glücklich gedeihen zu lassen, den Ring dabei rechts zu drehen, indem sich der glückliche Erfolg unsers Thuns und das Rechtsdrehen des Ringes nun wiederum vollständig an einander

associirt haben werden. Man wird sich mit einem solchen Ringe, ist er nur erst recht eingewöhnt, in die größten Gefahren und schwierigsten Unternehmungen muthig stürzen und sicher sein können, siegreich daraus hervorzugehen, wenn man nur das Rechtsdrehen nicht mit dem Linksdrehen verwechselt.

Ein solcher Ring ist ein unschätzbares Ersatzmittel für Verstand und Ueberlegung beim Handeln, deren Anwendung er ganz und gar erspart; auch liegt in dem erwähnten Umstande, daß seine Verfertigung am besten Leuten ohne Verstand gelingt, eine Andeutung, daß die Weltordnung ihn auch vorzugsweise für solche bestimmt hat.

Eine dritte Anwendung: Jemand hat beispielsweise ein krankes Bein, Gicht, Flechten, Schwinden, Lähmung oder was man will, daran. Er nehme ein neues Band, schneide es in sonderbarer Form zu, bezeichne es mit eigenthümlichen Charakteren und lasse es nun von einer Person, die ein vorzugsweise kräftiges und gesundes Bein hat, längere Zeit als Strumpfband, oder besser auf dem bloßen Beine tragen. Darauf trage er es am eignen Beine. So wird das Band, welches sich mit der Gesundheit des fremden Beines associirt hat, nun das eigne kranke Bein mit dieser Gesundheit anstecken.

Ist freilich die Krankheit hartnäckig, so wird sie blos gemindert, und hebt durch ihr Uebergewicht die heilsame Kraft des Bandes allmälig auf, ja schwängert

es gar mit Krankheitsassociation, daher man ein solches Band dann verbrennen muß. Der Kranke übergebe daher, wenn er das Band von der gesunden Person nimmt, derselben ein zweites gleiches zum Tragen, und ersetze nach einiger Zeit das kraftlos gewordene Band durch dieses. So kann zuletzt die hartnäckigste Krankheit gehoben werden. Man sieht leicht ein, daß sich nach einem ähnlichen Verfahren auch alle Krankheiten anderer Theile heben lassen.

Diese Entdeckung ist sehr wichtig. Nämlich während bis jetzt das Streben der Aerzte dahin gegangen ist, auf die Gesundheit anderer Leute loszustudiren, wird es fortan nur darauf ankommen, daß sie sich selbst erst zu den möglichst gesunden Menschen machen; dann werden sie, so viel sie gesunde Theile ihres eignen Leibes haben, auch so viele Krankheiten an andern Leibern mit Hilfe derselben kuriren können, und der gesundeste Mann wird der beste Arzt sein. Nach dem Princip der Uebereinstimmung des Seins und Denkens wird sich dann vom Leiblichen auch leicht die Uebertragung auf das Geistige machen lassen, und statt Seelsorger, die gegen die Sünden Anderer loszichen, wird man künftig nur auf solche halten, die ihre eigenen Seelen erst gesund machen, um dann fremde mit dieser Gesundheit anzustecken.

Man übersieht nun leicht, wie sich auch Worten eine beliebige Zauberkraft ertheilen läßt, indem man sie in Beziehung zu gewissen Arten des Geschehens

immer ausſpricht; wie ich denn meinem Bedienten nur zu ſagen brauche: Johann, die Stiefeln! ſo kommt er und mit ihm die Stiefeln; weil ſein und der Stiefeln Kommen ſchon von Alters her mit dieſen Lauten aſſociirt ſind. Will man aber ſonderbare und curioſe Dinge bewerkſtelligen, ſo muß man auch zuvor abſichtlich dieſe curioſen Dinge mit ſonderbaren und curioſen Worten aſſociirt haben, die noch ſonſt nicht in Gebrauch geweſen ſind, damit nicht ſtatt des Ungewöhnlichen das Gewöhnliche geſchieht, mit dem ſie von jeher aſſociirt wurden.

So kommt es bei Einrichtung von Zaubermitteln für neue Zwecke überhaupt auf Neuheit und Sonderbarkeit dieſer Mittel an, dagegen es um ſo räthlicher iſt, einmal für gewiſſe Zwecke gebrauchte Zaubermittel auch immer für dieſe oder doch ähnliche Zwecke beizubehalten, weil ſie durch Uebung nach dem Aſſociationsgeſetze an Kraft gewinnen. Mit Recht ſtehen daher auch alte Zauberworte in beſonderm Anſehen; und gewiß iſt das alte Abrakadabra ein überaus kräftiges Wort, nur daß man nicht weiß, wofür. Man erkennt jetzt auch, woher der ſcheinbare Widerſpruch kommt, daß bald [illegible]e ganz ungebrauchte Sachen, bald Erbſtücke zu Zauberzwecken empfohlen werden. Sie ſind beide in ihrer Art gut; man hat bisher nur nicht das Princip gekannt, in welcher Beziehung.

Auch die Aſſociationen der Aehnlichkeit laſſen ſich nutzbar anwenden, und dies iſt das Princip der ſym-

pathetischen Kuren. So betupft man eine Warze mit einem Stück Fleisch und vergräbt dies. Nach Maßgabe, als das Fleisch fault, vergeht dann die Warze. Das Verfaulen des Fleisches ruft hier nämlich nach dem Associationsgesetze der Aehnlichkeit als sein Gegenbild das Vergehen der Warze hervor; und das Betupfen der Warze mit dem Fleische ist nur der Act, gerade auch das beabsichtigte Bild sicher hervorzulocken. Man kann es zwar auch mathematisch beweisen, daß sympathetische Mittel helfen; nämlich es liegt hier die einfache Proportion der Regeldetri zu Grunde. a : na = b : nb. Gegeben sind: Fleisch, Vergehen des Fleisches, Warze, woraus als viertes Glied folgt: Vergehen der Warze. Man sieht, daß das Princip der Identität des Seins und Denkens sogar auf zwei ganz verschiedenen Wegen die Wirkung dieser Mittel beweist.

Hiemit ist dann zugleich bewiesen, daß es Anzeichen gibt. Man muß nicht glauben, daß der Menschenkopf allein witzig und geistreich ist. Nein, auch in dem realen Denken der Dinge wird gern eine große Sache mit einer kleinen oder umgekehrt bildlich verknüpft. Freilich sind das auch hier nur Einfälle, auf die man nicht rechnen kann, und eine Zeit ist reicher daran als die andere.

Man sieht so, wie sich die Zauberei, die man früher für einen Wahn des Pöbels hielt, principmäßig aus den Denkgesetzen selbst entwickeln läßt und gleiche Nothwendigkeit mit ihnen hat; zugleich aber, warum

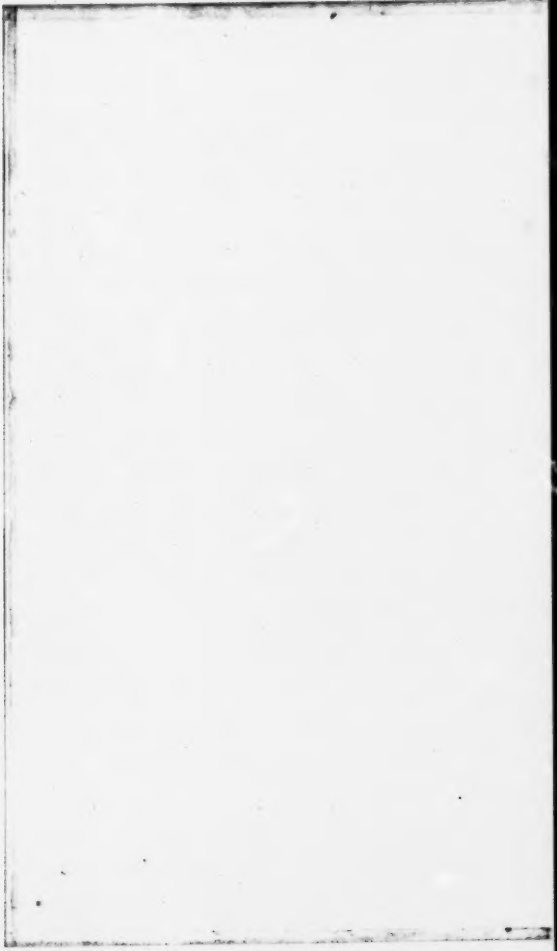
dieſer Gegenſtand bisher ſo lange im Unſichern geblieben iſt. Indem man nämlich die ſtörenden Aſſociationen nicht hinreichend ausgeſchloſſen, hat man lauter ſchwankende Data erhalten. Indem ich nun der Zukunft die fernere Ausbildung und Entwickelung dieſer Lehre anheimſtelle, begnüge ich mich, zum Schluß das Experimentum crucis mitzutheilen, womit ich die Statthaftigkeit derſelben außer Zweifel geſetzt habe.

Ich ließ mir zu Anfange vorigen Monats einen neuen Tiſch machen, beſchrieb ihn mit einigen ſeltſamen Zeichen, und deckte ein neues Tiſchtuch darauf, in deſſen Mitte ich ein Loch ſchnitt, in der Vorausſetzung, daß noch nie eine Hausfrau ein Loch in ein Tiſchtuch geſchnitten oder gar ein ſo durchlöchertes aufgedeckt haben würde, Männer ſich aber ohnehin ſonſt um das Decken nicht kümmern. So war nun der Tiſch für die Annahme neuer eigenthümlicher Aſſociationen ſelbſt eigenthümlich genug hergeſtellt. Durch eine geeignete Vorrichtung ließ ich darauf aus der Höhe allerlei gute Gerichte und Weinflaſchen auf den Tiſch herab, indem ich das Wort akalpa dazu ſagte. Nach einiger Zeit ließ ich die Gerichte und Flaſchen wieder in die Höhe ziehen, indem ich das Wort verkehrt dazu ausſprach aplaka. Dies wiederholte ich hundert Mal. Seitdem brauche ich nur den Tiſch wieder zu decken, mich davor zu ſetzen und das Wort akalpa zu ſprechen, ſo kommen Gerichte und Wein durch die Luft; ich ſpeiſe dann, ſpreche darauf das Wort aplaka, ſo fliegt alles Uebrig-

gebliebene wieder fort. Die Armen stehen draußen vor der Thür und suchen das Fortfliegende unterwegs aufzufangen; aber meinen Nachbarn fehlt seitdem immer etwas in Küche und Keller, und meine Frau kann mir das Loch im Tischtuch noch nicht verzeihen.

IV.

Die Welt iſt nicht durch ein urſprünglich ſchaffendes, ſondern zerſtörendes Princip entſtanden.



Die wichtigste Entdeckung der neuern Philosophie besteht unstreitig in der dialektischen Methode, ja man kann sagen, daß mit ihr die Philosophie sich eigentlich selbst erst entdeckt hat. Aber so hoch sie es auch mittelst dieser Methode gebracht hat, hoffe ich doch, alle bisher dadurch gemachte Entdeckungen durch den Beweis vorstehenden Satzes zu krönen und hiemit die Philosophie selbst noch eine Stufe über ihren gegenwärtigen Standpunkt zu erheben.

Zuvor aber will ich versuchen, den noch Uneingeweihten einen kurzen Begriff von der dialektischen Methode und den Vortheilen derselben zu geben.

Die dialektische Methode läßt sich bezeichnen als die Kunst, zuvörderst Rechts in Links dadurch zu verwandeln, daß man zeigt, ein bloßes Rechts widerspreche sich selbst. Nachdem nämlich das Rechts dies eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung in Links als Nicht-Rechts um. Dann ferner das so gewonnene Links wieder in Rechts zu verwandeln dadurch, daß man zeigt, ein bloßes Links widerspreche sich selbst.

Nachdem nämlich das Links dies eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung wieder in Rechts als Nicht-Links um. Hiedurch ist man denn endlich zu einem Rechts gekommen, welches zwar ganz dasselbe als das erste Rechts, aber doch, bei Strafe, dem gemeinen Menschenverstande anheimzufallen, nicht damit zu verwechseln ist, da es ja die Aufhebung und höhere Wahrheit des Links und die höhere Einheit oder Identität des Rechts und Links zugleich, der concrete Begriff des Rechts, die Wiedereinkehr des Rechts in sich selbst, das seinem Begriffe gemäß gewordene Rechts, die Zusammenschließung des allgemeinen Rechtsbegriffs mit dem Besondern im Einzelnen, gleichsam die Blüte zur Knospe des Links und zum Stengel des ersten Rechts ist.

Wer dies Alles, wie nicht anders zu erwarten, wohl begriffen hat, hat hiemit das ewige Verhältniß von Links zu Rechts begriffen und kann fortan, wenn er an einen Scheideweg kommt, unmöglich mehr irren, da, wenn er auch den linken Weg einschlüge, er den rechten aufgehoben mit ginge, Irrthum aber nur die höhere Wahrheit der Wahrheit selbst ist, auch im dialektischen Proceß nichts darauf ankommt, wohin das gleichgültige verschwindende Moment der Beine, sondern nur wohin der ewige Begriff der Beine kommt.

In anderer Weise kann man auch die dialektische Methode erklären als die Selbstbewegung des Begriffs im Blauen. Der Dialektiker setzt nämlich seinen Begriff ins Blaue, gibt ihm das Negationszeichen als

Stock in die Hand und ſagt: jetzt mache deinen Weg! Der Begriff findet nichts, worauf ſich im Blauen zu ſtützen, und macht eine Zeit lang vergebliche Anſtrengungen, von der Stelle zu kommen; endlich fällt er auf das rechte Mittel, ergreift den Stock und prügelt ſich ſelbſt damit von der Stelle; jeder Schlag treibt ihn nämlich einen Schritt vorwärts in der Richtung, die er ſelber zu gehen Luſt hat, ohne daß ſich der Dialektiker noch darum zu kümmern und etwas Anderes dazu zu thun nöthig hat, als das Blaue recht weit und rein zum ungehinderten Fortſchritt des Begriffs zu erhalten; was vor Allem nöthig macht, alles empiriſche Wiſſen bei Seite zu räumen.

Die vorige Schilderung iſt freilich inſofern nicht ganz treffend, als der Begriff die Negation, mittelſt deren er ſich im dialektiſchen Proceß fortzuhelfen hat, auch aus ſich ſelbſt zu nehmen, und weniger in die Weite zu ſchreiten, als in die Höhe zu erheben hat. In der That ſoll mit dem dialektiſchen Proceß durchaus nichts vor ſich gebracht werden, nur um die Höhe, immer um die Höhe iſt es dem Dialektiker zu thun.

In dieſem Betracht nun kann man vielleicht die dialektiſche Methode noch paſſender als das Kunſtſtück des Menſchen erklären, der ſich an ſeinem Nichtmenſchen dem Zopf ſelber aus dem Sumpfe zieht; woher auch offenbar der Ausdruck des Sichſelbſtaufhebens des Begriffs entlehnt iſt. Freilich muß man, da die ganze Bewegung das Prädicat der Ewigkeit tragen ſoll, nicht

erwarten, solche in endlicher Zeit erfolgen zu sehen, sich also auch nicht irren lassen, wenn man nach einiger Zeit den Mann immer noch mit der Hand am Zopfe im Sumpfe stecken sieht. Gewiß ist, daß die ewige Idee, sich darüber emporzuheben, ihn bei seinen Anstrengungen ewig durchdringt, und auf die Idee kommt es überall bei der dialektischen Methode nur an. Endlich reißt doch der Zopf los; die Idee fällt von sich selbst als Natur ab, welche im Sumpfe stecken bleibt, den Fröschen und Molchen, d. i. Naturforschern, zur Beute, indeß der mit dem Zopfe herausgezogene Geist triumphirend in die Höhe geht und die Dialektiker als dienende Engel um sich sammelt.

Eine nähere Erörterung der Vortheile, welche die dialektische Methode zu gewähren vermag, wird dienen, ihr Wesen noch mehr ins Licht zu setzen. Ich betrachte zuvörderst einige praktische.

Einen leeren Beutel kann man dialektisch ganz einfach dadurch zu einem vollen machen, daß man ihn wiederholt umwendet. Zwar hält jeder Dialektiker blos das Geld aus seinem eigenen Beutel für gültig; aber er braucht auch kein anderes, da er es sich ja eben beliebig selbst machen, sich also auch selbst damit bezahlen kann.

Eine Treppe kann man dialektisch ganz wohlfeil aus einer einzigen Stufe bauen, indem man die erste immer wieder wegnimmt und auf sich selbst setzt. Zwar glaubt man beim Hinansteigen einer solchen Treppe

auf Nichts zu treten; aber man kommt doch oben an, und das iſt die Hauptſache. Anfangs ſchwindelt man; zuletzt geht es in Sprüngen.

Sein Vieh mäſtet man dialektiſch dadurch, daß man es wiederholt ſich ſelbſt auffreſſen läßt. Die dialektiſche Fütterung beſteht nämlich nicht darin, dem Thiere Futter in die Krippe zu legen, ſondern ihm das Futter möglichſt zu entziehen. Hiedurch zwingt man daſſelbe endlich, vor Hunger ſich ſelbſt aufzufreſſen und nach jeder Selbſtverſchlingung kommt es noch einmal ſo dick als vorher zum Vorſchein, was man beliebig fortſetzen kann.

Seinen Oberboden füllt man dialektiſch dadurch, daß man leeres Stroh mit leerem Stroh driſcht, und insbeſondere auch ſeine Schüler dazu anhält. Je leerer das Stroh, deſto mehr gibt es beim Dreſchen her, und die ganze Schwierigkeit liegt nur darin, das Stroh wirklich vorher ganz leer zu machen; indeß gewöhnt ſich der dialektiſch gebaute Acker allmälig daran, gleich blos leeres Stroh zu tragen.

Ein Krämer, der ſeine Wage dialektiſch zu brauchen verſteht, bedarf keiner Waare. Er hat nämlich blos nöthig, das volle Gewicht deſſen, um was es ſich handelt, in die rechte Schale zu legen, ſo ſchlägt alsbald die Wage dialektiſch von ſelbſt auf die linke Seite um, und ungeachtet der Käufer nichts empfängt, muß er doch anerkennen, daß ihm übervoll gewogen worden iſt, und kann das Nichts in Papier gewickelt nach Hauſe tragen.

Sogar dem Thierreich iſt die dialektiſche Methode zu empfehlen. Ein gewöhnlicher Hund kommt nicht vom Flecke, wenn er ſich in den Schwanz beißen will; ein dialektiſcher Hund aber kommt um die ganze Welt, indem er ſeinem Schwanze von vorn nachläuft, was unſtreitig zu ſeiner Ausbildung viel beitragen muß.

So viel von den praktiſchen Vortheilen, welche die dialektiſche Methode zwar noch nicht geleiſtet hat, aber theoretiſch durchaus zu leiſten im Stande iſt. Kommen wir jetzt zu den theoretiſchen Vortheilen, welche ſie eben dadurch wirklich geleiſtet hat, daß ſie ſich über den Stand erhoben, praktiſche wirklich zu leiſten, insbeſondere zu denjenigen, welche uns ſelbſt für unſere wiſſenſchaftliche Aufgabe, der wir nun näher treten, zu Statten kommen ſollen.

1) Die Begriffe verlieren durch Behandlung mittelſt der dialektiſchen Methode gänzlich ihre bornirte Steifheit und indem ſie ſelbſt nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Sinn ſteht, werden ſie dadurch um ſo geeigneter, in jeden Sinn des Philoſophen einzugehen, wie der Falke erſt ſchwindlich gemacht werden muß, um ſich nach dem Sinne des Jägers brauchen zu laſſen. Indem nämlich der Begriff ſich ſelbſt in eine höhere Region aufhebt, hebt er zugleich ſeine frühere Bedeutung inſofern auf, daß ſie nicht mehr Statt findet, aber zugleich auch inſofern, daß er ſie wie andere gut aufgehobene Sachen immer wieder beliebig hervorſuchen kann, ſo daß nicht nur der Begriff des Aufhebens,

ſondern überhaupt jeder Begriff in der dialektiſchen Methode mindeſtens drei Bedeutungen hat, wovon je zwei einander gerade entgegengeſetzt ſind, und von denen man vorkommenden Falls ſich die paſſendſte ausleſen kann. Man ſagt in dieſer Beziehung auch, die dialektiſche Methode mache die Begriffe flüſſig, und ſieht es als ein Zeichen ihrer geſchickten Anwendung an, wenn ſie alles Handgreifliche zwiſchen den Händen zerlaufen läßt. Wem des Flüſſigen zu viel wird, dem ſteht es frei, es mit der Streuſandbüchſe der Herbart'ſchen einfachen Weſen, die Gott zu dieſem Behuf mit der dialektiſchen Methode zuſammengeſchaffen, aufzutrocknen.

2) Die dialektiſche Methode gewährt durchaus abſolute Evidenz und Wahrheit; da nun jeder Philoſoph, indem er die Begriffe nach ſeinem Sinne braucht, eine andere abſolute Wahrheit findet, ſo hat die dialektiſche Methode vor der mathematiſchen, die bei jedem Gegenſtande nie über eine abſolute Wahrheit hinaus kommt, den weſentlichen Vorzug, daß durch ſie das Gebiet der abſoluten Wahrheiten außerordentlich erweitert wird. Bekanntlich heißt das große Gebot der Wahrheit: eure Rede ſei ja ja, nein nein; indem nun immer ein Dialektiker ja ja, ein anderer dagegen nein nein ruft, entwickelt ſich ſo die abſolute ewige Wahrheit mit jedem Widerſpruch in ihr immer weiter.

3) Die abſolute Evidenz und Wahrheit der dialektiſchen Methode hindert daher auch nicht im Geringſten, Alles, was der Erfinder dieſer Methode, der große

Hegel, mittelſt derſelben gefunden, für irrig und falſch zu erklären, mit einziger Ausnahme der Methode ſelbſt; ja es wird dies, wenn nicht die Philoſophie zu einem ſtarren, todten, verknöcherten Weſen werden ſoll, mit der Zeit ſogar unumgänglich nöthig. Dies gibt Jedem, der die dialektiſche Methode nach ihrem Meiſter gebraucht, den Vortheil, viel größer als der Meiſter ſelbſt zu werden, indem er alles von ihm Gefundene mittelſt derſelben Methode wieder aufhebt, durch die es dieſer gefunden, natürlich mit ſchuldiger Dankſagung dafür, daß er, der Meiſter, ihn die abſolut wahre und ſichere Methode gelehrt habe, ſich ſelbſt von ihm aufheben zu laſſen.

Von dieſen Vortheilen der dialektiſchen Methode, insbeſondere dem letzten, mache ich nun auch meinerſeits im Folgenden Gebrauch, indem ich zur Sache komme.

Um die ganze Hegelſche Philoſophie mit einem Male durch einen Hauptſchlag über ſich ſelbſt zu erheben, hebe ich gleich von vorn herein die ganze Grundlage derſelben in ihr Gegentheil auf, was offenbar durch den Entwickelungsgang der abſoluten Idee jetzt eben gefordert iſt, da es ſonſt jetzt nicht geſchähe. Hegel geht von der abſoluten Poſition des Seins aus, um ſie zur Negation aufzuheben; der zeitgemäß gewordene Umſchlag verlangt alſo, daß man künftig von der abſoluten Negation des Seins auszugehen anfange, um ſie in die Poſition aufzuheben. Dies rechtfertigt ſich nach den Geſetzen der dialektiſchen Aufhebung zum Hö-

dern zwar von selbst, kann aber auch für den gemeinen Menschenverstand so bewiesen werden, daß daraus nachmals dessen eigne Aufhebung in das Gegentheil entsteht, wodurch noch in anderer Beziehung das Hegelsche System vervollkommt wird. Denn nach diesem ward bisher gefordert, daß man gleich von vorn herein mit Zurücklassung des gemeinen Menschen-Verstandes in die Philosophie hineinspringe, was Vielen, bei denen dies Erbübel zu fest sitzt, den Eingang sehr erschwerte; da die natürliche Eingangsweise, wodurch die Philosophie zur Weltphilosophie werden muß, doch nur die sein kann, den gemeinen Menschenverstand, womit jeder anfängt, sich durch sich selbst um sich selbst bringen oder in sein philosophisches Gegentheil umschlagen zu lassen, welchem Erforderniß, wie man sehen wird, das Folgende vollkommen genügt.

Ich sage also, um mich anfangs an den gemeinen Menschen-Verstand zu wenden: eine reine Position mag sich anstrengen, wie sie will, sie wird es aus sich selbst nie zu einer Negation bringen; es sei denn, daß sie ihr zuvor heimlich in die Tasche gesteckt worden wäre. Dagegen braucht die reine Negation blos ihr eignes Wesen an sich selbst zu bethätigen, sich auf sich selbst zu reflectiren, sich selbst zu negiren, so schlägt sie sofort von selbst in das reine positive Wesen als ihr Widerspiel um, welches nach dialektischen Principien, wo gegenüber und drüber dasselbe ist, auch ihr Höheres ist. Indem sie nun dasselbe Spiel an sich selbst wie-

derholt, kommt sie hiemit immer weiter oder höher; und producirt dabei Materie und Geist, Süd- und Nordpolarität, kurz alle Sätze, Gegensätze und aufgehobene Gegensätze der Welt. Trifft sie aber ja unterwegs einen Punkt, wo sie nicht mehr vorwärts zu kommen weiß, so geräth sie außer sich, dann geht es wieder.

Dies wird noch gründlicher dialektisch, wenn man die erste Negation nicht als Negation oder Aufhebung des Seins, sondern unmittelbar als Negation oder Aufhebung ihrer Selbst faßt; denn solchergestalt fällt der Anfangsbegriff der Philosophie mit dem Begriffe der dialektischen Methode unmittelbar selbst zusammen, deren Wesen ja eben in Selbstaufhebung liegt; und die Entwickelung dieses Anfangs mittelst der dialektischen Methode wird nun zu einer Selbstentwickelung des Begriffs der dialektischen Methode selbst. Statt etwas Anderes fortzurollen, wie bisher den Sisyphusstein des Seins, rollt sie nun blos noch sich selbst fort. Die Selbstaufhebung kann nämlich doch nichts Anderes aufheben, als sich selbst; hiemit wird sie aber zur Selbstaufhebung der Selbstaufhebung, d. i. zur Selbstsetzung, womit der erste Selbststoß geschehen ist, auf den Alles ankommt.

Unstreitig ist dies schon tiefsinnig genug, daß nur Die, welche die höchste Höhe der dialektischen Speculation zu ersteigen im Stande sind, bis hieher folgen können. Wie so Vieles in der dialektischen Methode wunderbar zusammenfällt, ist nämlich auch das Höchste

und Tiefſte darin daſſelbe. Inzwiſchen iſt der Gipfel der dialektiſchen Speculation eine ſo ſcharfe und ſchmale Spitze, daß jedesmal nur der Eine, der eben hinaufgeſtiegen iſt, oben Platz finden kann, und daher alle Andern tief unter ſich ſieht, die dafur glauben, er ſchwebe ganz in der Luft. Jetzt ſtehe ich eben oben, von wo man Alles ſehen kann, was es gibt und was es nicht gibt, und ſehe nun zu, wie aus Dem, was es nicht gibt, eben Das entſteht, was es gibt. Wer nun nicht daſſelbe ſieht, als ich, iſt wegen ſeines Mangels an ſpeculativem Sinn einfach zu bedauern.

Von ſelbſt leuchtet nach der vorigen Dialektik ein, wie der Anfang der Welt nicht in einem urſprünglich ſchaffenden, ſondern nur zerſtörenden Princip liegen konnte, was ſich aber weiterhin zum ſchaffenden Princip ſelbſt aufhob. Indem nämlich das zerſtörende Princip anfangs nichts fand, als ſich ſelber, woran es ſeine zerſtörende Macht äußern konnte, zerſtörte es ſein zerſtörendes Weſen ſelbſt und ward ſo erſt zum ſchöpferiſchen Princip. Wie hätte dagegen umgekehrt aus einem ſchöpferiſchen Princip durch Bethätigung ſeiner ſelbſt an ſich ſelbſt ein zerſtörendes Princip hervorgehen können, was doch auch in der Welt vorkommt. Oder wird das erſte Princip von vorn herein als ſelbſtzerſtörendes Princip gefaßt, ſo liegt auch gleich von vorn herein in ſeinem Begriffe, daß die Selbſtzerſtörung eine Selbſtzerſtörung der Selbſtzerſtörung iſt, womit ſie aber ſofort in Selbſtſchöpfung umſchlagt, die dann

wieder nicht weiter kommen kann, ohne dabei in Schöpfung von Anderm umzuschlagen.

Hiemit hätte ich meine Aufgabe und zugleich die Pflicht erfüllt, welche jedem dialektischen Philosophen obliegt, Gott, der in Betreff der Einsicht in sich und seine Werke nun einmal ganz auf den dialektischen Philosophen gewiesen ist, darüber aufgeklärt zu haben, wie er eigentlich sich und die Welt geschaffen, gezeigt zu haben, welches der Anfang vor dem Anfang sei.

Natürlich konnte nach Vorigem auch das erste Licht nur aus dem Dunkel, nicht umgekehrt geboren werden; es konnte nur als Selbstaufhebung des Dunkels, als Schatten des Schattens entstehen, daher auch die Alten ganz richtig Alles aus der Nacht geboren werden ließen. Sofern nun die im Menschengeiste zum Selbstbewußtsein kommende dialektische Methode demselben nur ein höheres Licht anzündet, kann das Licht, was dadurch dem Menschen zu Theil wird, als der Schatten vom Schatten eines Schatten angesehen werden, wobei zwar der gemeine Menschenverstand nichts sehen kann, der daher ein Talglicht immer vorziehen wird, wohl aber der Schatten des Schattens vom Schatten des gemeinen Menschenverstandes.

Und hiemit gewinnt diese Schrift, welche mit dem einfachen Schatten anhob und mit der dritten Potenz des Schattens endigt, passend selbst ihren dialektischen Schluß als ein in sich zurücklaufender Schatten.